

Identitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter unter Berücksichtigung der Familie als Sozialisationssystem

Zur Bedeutung kritisch-interaktionistischer Theorien
für die klinische Erfassung von
sprachsozialisationsabhängigen symptomatischen
Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikativer
Konflikt, beziehungsweise für die Begründung
einer familientherapeutischen Indikation

Abhandlung

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von
THOMAS MICHAEL GEHRING
von Winterthur ZH

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. G. Schmidtchen

Zürich 1982
Zentralstelle der Studentenschaft



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41507225_0011

Identitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter unter Berücksichtigung der Familie als Sozialisationssystem

Zur Bedeutung kritisch-interaktionistischer Theorien
für die klinische Erfassung von
sprachsozialisationsabhängigen symptomatischen
Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikativer
Konflikt, beziehungsweise für die Begründung
einer familientherapeutischen Indikation

Abhandlung

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von
THOMAS MICHAEL GEHRING
von Winterthur ZH

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. G. Schmidtchen

Zürich 1982
Zentralstelle der Studentenschaft

Identitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter unter Berücksichtigung der Familie als Erziehungssystem

Zur Bedeutung dieser Fragestellung im Hinblick
auf die soziale Erziehung und
speziell auf die Rolle der Eltern
in der Identitätsentwicklung des Kindes
und Jugendlichen im Hinblick auf die
soziale Erziehung und die Identitätsentwicklung



Kinder sind mitunter geistreicher als die Erwachsenen, und die Unklugen sind mitunter klüger als die Klugen.

Robert Walser

Fragen der Identität gewinnen zunehmend an Bedeutung in der jüngeren Sozialisationsforschung. Nachdem ich mich im Studium schwerpunktmässig mit Sozialisationsproblemen im Kindes- und Jugendalter auseinandergesetzt habe, untersuche ich im Rahmen meiner Dissertation das Problem der Genese und des Verlaufs beziehungsweise der Therapie sprachsozialisationsbedingter Identitätsstörungen, welche beim Sozialisanden in Form von Verhaltensstörungen symptomatisch werden. Theorien zur Sozialisation und Identität, wie sie teilweise schon in der Kinderpsychiatrie angewendet werden, konnten durch den Einbezug kritisch-interaktionistischer Erklärungsansätze so erweitert werden, dass noch die Begründung einer therapeutischen Indikation auf der Ebene der Familie möglich wurde. Somit konnte eine Praxisrelevanz geschaffen werden, die meiner Ansicht nach auch einer theoretischen Arbeit nicht fehlen sollte.

Für die aufbauende Kritik und die zahlreichen Anregungen, aber auch für die mir gewährte Freiheit in der Durchführung und Gestaltung dieser Arbeit möchte ich Herrn Prof. Dr.phil. G. Schmidtchen meinen Dank aussprechen. Des weitern möchte ich noch Herrn Prof. Dr.phil. U. Haeberlin, Leiter des Heilpädagogischen Instituts der Universität Fribourg, sowie Herrn Dr.phil., Dr.theol. J. Duss-von Werdt, Leiter des Instituts für Ehe- und Familienwissenschaft in Zürich, für ihre wertvolle Mithilfe in der Vorbereitung der Dissertationskonzeption, danken. Schliesslich soll nicht unterlassen bleiben, all jenen Ungenannten, welche direkt oder indirekt einen Beitrag zum Gelingen dieser Arbeit geleistet haben, herzlich zu danken.

Zürich, im Januar 1982

Thomas M. Gehring

Inhaltsübersicht

I EINLEITUNG

- 1. Gedanken zum Thema 13
- 2. Einführung in die Fragestellung 17

II SOZIALISATION UND IDENTITÄT

- 1. Einleitung 18
- 2. Theoretische Voraussetzungen 18
 - 2.1. Einleitung 18
 - 2.2. Erkenntnisgewinnung und Theoriebildung in der Sozialisationsforschung 19
 - 2.3. Das Paradigmakonzept als wissenschaftlicher Bezugsrahmen 21
 - 2.3.1. Das Paradigmakonzept von KUHN 22
 - 2.4. Identität in Theorien der Sozialisation 24
 - 2.5. Zusammenfassung 26
- 3. Das normative Paradigma des struktur-funktionalistischen Erklärungsansatzes 27
 - 3.1. Einleitung 27
 - 3.2. Der funktionale Rollenbegriff 27
 - 3.3. Das Sozialisationsmodell von PARSONS 29
 - 3.3.1. Kritik 32
 - 3.4. Das Sozialisationsmodell von SPIRO 33
 - 3.4.1. Kritik 35
 - 3.5. Sozialisation unter dem Aspekt der Konformität 35
 - 3.6. Konsequenzen aus der Kritik an funktionalen Modellen 36
 - 3.7. Zusammenfassung 37
- 4. Die Labeling-Perspektive (Kontrollparadigma) als Erweiterung des normativen Paradigmas 38
 - 4.1. Einleitung 38
 - 4.2. Die Kontroverse zwischen normativem und Kontrollparadigma 39
 - 4.3. Theoretische Grundlagen der Labeling-Perspektive 42
 - 4.3.1. Interaktionistische Konzeption 44

4.4. Kritik	46
4.5. Zusammenfassung	49
5. Sozialisation in kritisch-interaktionistischer Perspektive	50
5.1. Einleitung	50
5.2. Der interaktionistische Rollenbegriff	50
5.3. Soziale Interaktion	52
5.4. Symbolischer Interaktionismus	54
5.5. Vorzüge kritisch-interaktionistischer Erklärungsansätze	57
5.6. Zusammenfassung	58
6. Identität in kritisch-interaktionistischer Perspektive	58
6.1. Einleitung	58
6.2. Der Identitätsbegriff von MEAD	60
6.3. Der Identitätsbegriff von GOFFMAN	61
6.4. Der Identitätsbegriff von KRAPPMANN	63
6.5. Kritische Implikationen	64
6.6. Zusammenfassung	67
7. Sprachliche Sozialisationsprozesse und Identitätsbildung in der Familie	67
7.1. Einleitung	67
7.2. Die Familie als primäres Sozialisations-system	68
7.3. Identitätsbildung als interaktiv-kommunikativer Prozess	72
7.3.1. Entwicklung der Sprache	73
7.3.2. Sprache und Sozialisation	76
7.3.3. Sprache und Identität	79
7.4. Kommunikative Kompetenz und Rollenverhalten	80
7.5. Zusammenfassung	86
8. Zusammenfassung	86

III IDENTITÄTSSTÖRUNGEN

1. Einleitung	90
2. Identitätsstörung als interaktiv-kommunikative Problematik	90

2.1. Einleitung	90
2.2. Mangelnde kommunikative Kompetenz	91
2.3. Interaktiv-kommunikative Störungen	95
2.3.1. Kommunikationsstörungen	97
2.4. Strukturelle Bedingungen	99
2.5. Zusammenfassung	101
3. Familiäre Sozialisationsbedingungen	103
3.1. Einleitung	103
3.2. Familie als störungsauslösendes System	106
3.2.1. Homöostase und Transformation	108
3.2.2. Rolleninduktionsprozesse als Sündenbockstrategie	111
3.3. Interaktiv-kommunikative Störungen bei familialen Konflikten (Intra-System- Konflikt)	115
3.3.1. Zwangsstrategien	116
3.3.2. Gratifikationsstrategien	116
3.3.3. Attribuierungsstrategien	117
3.3.4. Maskierungsstrategien	118
3.3.5. Umdeutungsstrategien	119
3.4. Interaktiv-kommunikative Störungen bei Konflikten zwischen divergierenden Sozialisationsmustern in Familie und Schule (Inter-System-Konflikt)	120
3.4.1. Die Schule als Sozialisationssystem	120
3.4.2. Probleme schulspezifischer Inter- aktions- und Kommunikationsstruk- turen	122
3.4.3. Der Konformitätsdruck der Schule	124
3.4.4. Dissoziale Karrieren	126
3.5. Prozessmodell von Identitätsstörungen	128
3.6. Zusammenfassung	130
4. Das WATZLAWICK'sche Modell als Beurteilungs- grundlage	130
4.1. Einleitung	130
4.2. Die fünf pragmatischen Axiome	131
4.2.1. Die Unmöglichkeit nicht zu kommunizieren	132

4.2.2. Die Inhalts- und Beziehungsaspekte der Kommunikation	133
4.2.3. Die Interpunktion von Kommuni- kationsabläufen	134
4.2.4. Digitale und analoge Kommuni- kation	135
4.2.5. Symmetrische und komplementäre Kommunikation	137
4.3. Zur Bedeutung der pragmatischen Axiome	139
4.4. Die Doppelbindungstheorie	140
4.5. Kritische Aspekte	143
4.6. Zusammenfassung	144
5. Zusammenfassung	145

IV KLINISCHE BEURTEILUNG

1. Einleitung	150
2. Zum Begriff der Störung	150
2.1. Einleitung	150
2.2. Das medizinische Modell als Erklä- rungsgrundlage für sozialisationsbe- dingte psychische Störungen	152
2.3. Die sozialwissenschaftliche Relevanz des medizinischen Störungsbegriffs	155
2.4. Interaktionistischer Aspekt	157
2.5. Integrativer Ansatz	158
2.6. Zusammenfassung	160
3. Diagnostische Erfassung von Identitätsstö- rungen	160
3.1. Einleitung	160
3.2. Familie und Identitätsstörung	161
3.3. Identitätsstörung in individueller und interaktiver Perspektive	164
3.3.1. Individuelle Aspekte	165
3.3.1.1. Symptomatik und Diagnostik	166
3.3.2. Interaktive Aspekte	170
3.3.2.1. Symptomatik und Diagnostik	171

3.4. Das diagnostische Familienerstgespräch	173
3.5. Zusammenfassung	174
4. Therapeutische Konsequenzen	175
4.1. Einleitung	175
4.2. Das Paradigma der Familientherapie	175
4.3. Indikation	176
4.4. Anregungen für eine Behandlung auf der Ebene der Familie	178
4.5. Zusammenfassung	179
5. Zusammenfassung	180
RESUME	183
Bibliographie	186
Lebenslauf	197

1. Gedanken zum Thema

Das Individuum kann nur verstanden werden, wenn es in seinem sozialen Bezugssystem erfasst wird. Seine soziale Verknüpfung wird insbesondere bei psychischen Schwierigkeiten manifest. Dementsprechend sollten individuelle, psychische Auffälligkeiten nicht losgelöst von der engeren und weiteren sozialen Umgebung betrachtet, sondern auch im Zusammenhang mit dem sozialen Kontext verstanden und behandelt werden. Ohne einem Antagonismus zwischen biologisch-medizinischen und psychologisch-soziologischen Faktoren zu verfallen, ist davon auszugehen, dass psychische Störungen, welche in meiner Arbeit am Beispiel von Identitätsstörungen beschrieben werden, wie immer man sie auch aetiologisch begründet, stets eine gesellschaftliche Relevanz haben; gerade die Anti-Psychiatrie konnte unter Bezugnahme auf die Labeling-Perspektive aufzeigen, wie problematisch ein primär individuum-zentriertes Symptomdenken sein kann.

Die Familie als primäres Sozialisationssystem ist für die Persönlichkeitsentwicklung des Individuums von grosser Bedeutung. Trotzdem wird bei psychischen Störungen im Kindes- und Jugendalter, der Familie als soziales Bezugssystem oft eine untergeordnete Rolle beigemessen.

In meiner Tätigkeit als Psychologe wurde ich auf klinischer Ebene oft mit verhaltensgestörten Kindern und Jugendlichen konfrontiert. In den Institutionen, in denen ich bis anhin praktizierte, habe ich die unbefriedigende Erfahrung gemacht, dass diagnostische und therapeutische Verfahren oft zu einseitig auf den Patienten und seine Symptome angewendet werden. Gerade bei Kindern aus "broken-home"-Verhältnissen wurde mir die bedeutende Rolle der Familie als primäres Sozialisationssystem bewusst. Wenn wir davon ausgehen, dass es gestörte Familiensysteme gibt, und dies scheint mir nach dem Literaturstudium von SATIR (1975), SELVINI (1976),

HALEY (1977) und so weiter noch zusätzlich bestätigt, dann liegt der Schluss nahe, dass eine temporäre Herauslösung des Symptomträgers aus einem gestörten Familiensystem in ein therapeutisches Milieu nicht effizient sein kann, muss dieser doch, wenn er in seine Familie zurückkehrt, wieder in seiner ursprünglichen Rolle kommunizieren, um bei unveränderten Rollenstrukturen im System integriert zu sein. Eine familien-therapeutische Intervention ist dementsprechend dann angemessen, wenn eine Störung im Zusammenhang mit familialen Sozialisationsprozessen begründet werden kann. Familientherapie sollte aber nur indiziert werden, wenn die Familie als soziales System auch in ihren primären Funktionen, Strukturen und ihrer Dynamik verstanden wird. Es ist daher nahe-liegend, Theorien zur Sozialisation aufzuzeigen und zu disku-tieren, um sie dann in Bezug zu möglichen Störungen und Thera-pien auf der Ebene der Familie zu setzen. Es handelt sich also hierbei insofern um eine sozialpsychologische Problem-stellung, als allzu enge individualpsychologische und -psy-chiatrische Perspektiven erweitert werden, damit eine ein-seitige Begrenzung der Betrachtung des Individuums vermieden und der Versuch unternommen werden kann, eine psychische Störung als einen Bestandteil des sozialen Systems in unserem Falle der Familie, zu sehen.

Eine Betrachtung der Familie als Sozialisationssystem erfor-dert auch eine Bestimmung ihrer Bedeutung im Rahmen der Ge-sellschaft. In allen uns bekannten Gesellschaftsformen ver-bringen die meisten Individuen ihr Leben in einem verwandt-schaftlichen Geflecht, das sich durch bestimmte Rechte und Pflichten und spezifische Rollenbeziehungen präsentiert. Innerhalb dieser Rollenbeziehungen wird dem Individuum im Laufe der kindlichen Sozialisierungsphase bewusst, welches Verhalten die anderen Mitglieder seiner Familie von ihm er-warten. Die Familie bildet dementsprechend ein primäres Orien-tierungssystem.

Die auf Grund der eigenen Erlebnisse und Erfahrungen be-stehende starke emotionale Beziehung zu seiner Familie ver-

ursacht in einem sowohl Interesse als auch eine gewisse Reserviertheit über das, was Familie ist, zu schreiben. Die emotionale Bedeutung der Familie auch als Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung wird in den verschiedenen Auffassungen über die Familie ersichtlich, vor allem dann, wenn es darum geht, grundsätzliche Formen familialer Sozialisation zu diskutieren. Im Rahmen dieser Arbeit geht es nicht darum, die Ansatzpunkte verschiedener Richtungen aus der Familiensoziologie zu erläutern, sondern es besteht vielmehr die Absicht, die Bedeutung der familialen Sozialisation für die Identität beziehungsweise für Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikative Prozesse zu beschreiben.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Familie ein gesellschaftliches Subsystem ist, welches zur Gesamtgesellschaft in einem Interdependenzverhältnis steht. Als die zentrale soziale Funktion der Familie kann man ihre Aufgabe als primäres Vermittlungssystem bezeichnen (GOODE, 1976, S. 13), in dem Normen von einer Generation auf die andere als Grundlage des Fortdauerns der Gesellschaft weitergegeben werden. Familiäre Sozialisationsprozesse sind normalerweise auf die Gesellschaft ausgerichtet und können nicht ohne bewusste Bezugsnahme auf übergeordnete soziale Norm- und Wertsysteme verstanden werden. Demgegenüber ist das Ueberdauern einer Gesellschaft wiederum abhängig von einer adäquaten Sozialfunktionsleistung der zukünftigen Erwachsenengeneration, welche durch die Familie entscheidend geprägt wird.

Im Zusammenhang mit der funktionalen Interdependenz von Familie und Gesellschaft gilt es, noch eines der zentralen Theoreme der Differenzierungstheorie zu erwähnen. TYRELL (1978, S. 189 f) verweist darauf, dass bei zunehmender gesellschaftlicher Differenzierung sowohl die Abhängigkeit als auch die Unabhängigkeit gesellschaftlicher Teilsysteme gleichermassen zunimmt, das heisst, gesteigerte Autonomie und funktionale Spezialisierung fallen notwendigerweise zusammen mit gesteigerter Interdependenz, beziehungsweise funktionaler Verflechtung. Je höher nun die umgebenden kom-

plexen Sozialsysteme entwickelt sind, desto grösser sind somit auch die Forderungen an die familiären Sozialisationsleistungen als Vorbereitung auf ausserfamiliäre Sozialsysteme. Da nun davon ausgegangen wird, dass mit zunehmenden gesellschaftlichen Differenzierungsprozessen auch die Bedingungen und Anforderungen der familialen Sozialisation steigen, ist es nicht gerechtfertigt, von einem Funktionsverlust von der Kernfamilie in der industrialisierten Gesellschaft zu sprechen, auch wenn sie in ihrer heutigen Form eine Tendenz zur "Privatisierung" (KOENIG, 1966) zeigt und im Zusammenhang mit der Entfamilisierung der Wirtschaft eine veränderte Stellung in der Gesellschaft einnimmt. MUEHLFELD (1976, S. 12) erwähnt im Zusammenhang mit der heute verbreiteten Sozialkritik, die einen Zerfall der Familie als Folge der Industrialisierung postuliert, dass die moderne Kernfamilie nicht ein Produkt der Industrialisierung ist, sondern dass sie die Industrialisierung erst ermöglichte. Anhand der historisch fundierten Familiensoziologie wird ersichtlich, dass auch die Familie in der Vorindustriellen Zeit nicht alle Aufgaben erfüllen konnte, die heute dem Funktionsverlust der Familie zugeschrieben werden. Besonders Anhänger des Patriarchalismus und struktur-funktionalistischer Erklärungsansätze differenzieren zu wenig zwischen Aufgabenverlagerung und Bedeutungsverlust und neigen dementsprechend dazu, die vorindustrielle Familienform als idealen Massstab zu verwenden.

Die Familie als Sozialisationssystem lässt sich als eine Sonderform der Gruppe mit spezifischen Interaktions- und Kommunikationsstrukturen bezeichnen. Sie besteht aus mindestens drei Individuen und bildet einen Teil eines umfassenden sozialen Beziehungsgeflechts. Trotz aller Umweltabhängigkeit und variabler Funktionsvielfalt unterscheidet sie sich mit ihren spezifischen Eigenschaften (genetisches Erbgut, zwei Geschlechter, Inter-Generationen-Kontinuität, Verknüpfung durch verwandtschaftlich bedingte enge Bindung) von anderen Sozialsystemen durch spezielle Interaktions- und Kommunikationsstrukturen. Das Individuum steht während seines

ganzen Lebens in fast allen Lebensäußerungen unmittelbar oder mittelbar in Beziehung zu seiner Familie. Somit hat sie auch eine zentrale Bedeutung für seine Identität beziehungsweise für eine Störung derselben.

2. Einführung in die Fragestellung

In der vorliegenden Arbeit werden Identitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter im Zusammenhang mit der Familie, welche als bedeutendes soziales Subsystem verstanden wird, anhand von sprachlichen Sozialisationsprozessen zu erklären versucht. Die methodologische Gliederung basiert auf der Besprechung von Rollentheorien sowie Theorien zur Sprachsozialisation, Identität und Verhaltensstörung. Am Beispiel von Identitätsstörungen, welche sich beim Sozialisanden als Symptomträger manifestieren, werden gesellschaftliche und individuelle Implikationen von verschiedenen theoretischen Konzepten diskutiert.

Der Begriff der psychischen Störung als mangelnde soziale Integration des Individuums wird einer kritischen Analyse, unter Berücksichtigung struktur-funktionalistischer Erklärungsansätze sowie der Labeling-Perspektive, unterzogen. Die Gültigkeit dieser beiden Theorieansätze wird mittels eines integrativen Erklärungsmodelles diskutiert. Es stellt sich dann die Frage, inwieweit sozialpsychologische Theorien, basierend auf dem kritischen Interaktionismus, die Genese sozialisationsbedingter Identitätsstörungen in ihrer Dynamik auf der Ebene der Familie erfassen können. Die Beantwortung dieser Frage bildet dann auch die Grundlage für die Begründung und Evaluation einer familientherapeutischen Indikation. Zusammenfassend lässt sich die Fragestellung wie folgt formulieren:

Inwiefern eignen sich Theorien des kritischen Interaktionismus als Erklärungsgrundlage für Sprachsozialisationsprozesse als Ursache von symptomatischen Identitätsstörungen im Kindes- und Jugendalters beziehungsweise für deren Therapie auf der Ebene der Familie?

1. Einleitung

Im Mittelpunkt dieses Kapitels steht die Frage nach dem Erklärungspotential von Sozialisationstheorien zur Begründung der Identitätsbildung als individual und sozial determinierter Prozess. Anhand der Kritik von struktur-funktionalistischen Sozialisationstheorien (Konformitätsprinzip) soll gezeigt werden, dass deren Anspruch auf die Entwicklung einer allgemeinen soziologischen Theorie, basierend auf kategorialen Bedeutungen, eine formale und verkürzte Definition gesellschaftlicher Funktionszusammenhänge impliziert. Unter Einbezug kritisch-interaktionistischer Theorien wird es möglich, die Repressivität und Rigidität konformistischer Rollenmodelle darzustellen.

Es wird davon ausgegangen, dass die soziale Wirklichkeit gesellschaftlich konstituiert ist. Problemhaftes individuelles Verhalten entsteht im Rahmen von sozialen Interaktionen und kann im Zusammenhang mit gesellschaftlich determinierten Definitions- und Sinngebungsprozessen verstanden werden, welche wiederum vom Individuum, in Abhängigkeit zu seiner subjektiven Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit, interpretiert werden. Das Verhalten in sozialen Rollen erfordert Kommunikations- und Reflexionsprozesse, welche individuelle Besonderheiten aufweisen. Am Beispiel von familialen Sozialisationsprozessen soll gezeigt werden, wie die Entwicklung und Erhaltung der Identität, definiert als interaktiv-kommunikativer Prozess, durch das Kommunikations- beziehungsweise Sprachverhalten der Familie beeinflusst wird.

2. Theoretische Voraussetzungen

2.1. Einleitung

In diesem Kapitel werden einige grundsätzliche Probleme der Erkenntnisgewinnung und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften erläutert. Anhand des Paradigmakonzeptes soll ge-

zeigt werden, dass viele theoretische Konzeptionen nur eine zeitweilige Gültigkeit haben, jedoch für die wissenschaftliche Betrachtung eines Untersuchungsgegenstandes gleichwohl von Bedeutung sein können. Obwohl es viele, zum Teil auch inkonsistente theoretische Konzeptionen zur Identität gibt, lassen sie sich in drei Hauptrichtungen gliedern. Diese werden im folgenden kurz vorgestellt und bezüglich ihrer theoretischen Implikationen und praktischen Konsequenzen für das Individuum und die Gesellschaft relativiert.

2.2. Erkenntnisgewinnung und Theoriebildung in der Sozialisationsforschung

Als gemeinsame Grundlage aller sozialisationstheoretischen Ansätze darf man annehmen, dass die Entwicklung des Individuums zum gesellschaftlichen Wesen kein ausschliesslich naturhaft genetisch determiniertes Geschehen ist, sondern wesentlich durch Prozesse sozialen Lernens beeinflusst wird. HERRIGER (1979) bemerkt dazu: "In den Interaktionen mit signifikanten Bezugspersonen und auf dem Wege vielfältig geprägter Lernprozesse eignet das Kind sich nach und nach seine Lebenswirklichkeit an und erwirbt auf immer höherer Stufe der Komplexität und Generalität gesellschaftliche Muster der Verhaltensorganisation, die es zur kompetenten Teilnahme an dieser Lebenswirklichkeit befähigen". (Ebd., S. 74). Gemäss der Problemstellung in dieser Arbeit ist die wesentliche Frage, welche die Sozialisationsforschung zu beantworten hat, die nach der Förderung beziehungsweise Schädigung des Individuums (Sozialisanden) durch seine soziale Umwelt und zwar insbesondere durch die Familie.

Den Sozialwissenschaften (unter anderem Soziologie, Sozialpsychologie und Psychologie), zu denen auch die Sozialisationsforschung gezählt werden darf, ist es nicht gelungen, fächerübergreifende, allgemeingültige Definitionen zu finden. Bis anhin war es auch nicht möglich, eindeutige Gesetze und generalisierbare Kausalzusammenhänge zu erhalten. Die Vorgänge, die man mit "Sozialisation" bezeichnet, sind ausserordentlich schwer zu erfassen, da Widersprüche zwischen wissenschaftlich

relevanten, exakten Kriterien und den komplexen spezifischen Phänomenen der Sozialisation auftreten. Auch stellt sich die Frage, welchem Fachgebiet die Sozialisationsforschung zuzuordnen ist, oder, wenn sie als eigenständige Wissenschaft betrieben werden soll, welche Sachbereiche, Themen und Methoden sie für sich beanspruchen kann. Diese Frage stellt sich grundsätzlich bei der Theoriebildung in den Sozialwissenschaften. Eine strenge Aufteilung in psychologische und soziologische Theorien zur Erklärung von Sozialisationsprozessen ist inadäquat, da diese sowohl durch gesellschaftliche als auch durch individuelle Faktoren, in gegenseitiger Abhängigkeit, bestimmt werden. Dementsprechend kann eine einseitige, fachspezifische Theoriebildung zur Sozialisation und Identität der Komplexität der Vorgänge nicht unbedingt gerecht werden.

Es ist davon auszugehen, dass es bis anhin der Psychologie nicht gelungen ist, eine umfassende Theorie des Subjekts zu begründen. Auch die Soziologie weist in ihrer bisherigen Betrachtung ein und derselben gesellschaftlichen Phänomene verschiedene, uneinheitliche theoretische Modelle auf. Die Diversität in der Theoriebildung erschwert es dann auch, die Ansätze der einzelnen Disziplinen zueinander in Bezug zu stellen. Ein Zusammenhang der Teiltheorien aus den verschiedenen Disziplinen ist abhängig von einer übereinstimmenden erkenntnistheoretischen Grundlage.

Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, so FREY (1976, S. 20), ist in den Sozialwissenschaften der hierarchische Aufbau der Theorien auch innerhalb der einzelnen Disziplinen noch nicht gegeben. Dies hat zur Folge, dass die Aussagen, basierend auf verschiedenen Theorien im Falle einer sozialwissenschaftlichen Reduktion der Fragestellung in einem Konkurrenzverhältnis stehen können. Trotz der grundlegenden Schwierigkeiten und der Vorbehalte bezüglich des Exaktheitsanspruches und der Relevanz von sozialwissenschaftlichen Theorien und Modellen, ist es gerechtfertigt weiterhin Sozialisationsforschung zur Erkenntnisgewinnung, -demonstration und -regulation zu betreiben. Bei einer Einstellung derselben würden Probleme der Sozialisation nur noch willkürlich, manipulativ und vorurteilshaft im Sinne

naiver Alltagstheorien behandelt. Dieser Umstand würde es auch nicht mehr ermöglichen, verantwortungsvolle therapeutische Schritte bei devianten Sozialisationsprozessen einzuleiten. Es ist jedoch wichtig, die Fragestellung respektive die Gültigkeit von theoretischen Konzepten auch im Sinne der Anwendung einer Theorie genau zu definieren und evaluieren. Um spezifische Aussagen zur Theoriebildung machen zu können, ist es erforderlich, den Begriff "Theorie" noch kurz zu erläutern. Die Theorie ist eine vereinfachte Abbildung der "Wirklichkeit". Vereinfachung und Abstrahierung sind Voraussetzung, um einen komplexen Sachverhalt darstellen zu können. Sie entsteht nach gewissen Relevanzkriterien, welche nur für visierte Fakten eine Gültigkeit haben. Die Kapazität einer Theorie ist aber beschränkt und setzt so auch dem Erklärungspotential einer solchen Darstellung Grenzen. Je komplexer ein zu erklärender Sachverhalt ist, desto schwieriger gestaltet sich die Theoriebildung, und somit erhöht sich auch die Wahrscheinlichkeit, den Sachverhalt in der theoretischen Vereinfachung in sich verändert wiederzugeben. Komplexe Theorien verhindern eine allzu starke Vereinfachung der Argumentation und zeigen die Inadäquanz monokausaler Hypothesen.

2.3. Das Paradigmakonzept als wissenschaftstheoretischer Bezugsrahmen

Der Paradigmabegriff lässt sich im sozialwissenschaftlichen Bereich in Anlehnung an KEUPP (1974, S. 57) folgendermassen definieren:

Es handelt sich um zeitweilig als gültig betrachtete Konzeptionen, die einen gewissen Einfluss auf die wissenschaftlichen Betrachtungen eines Untersuchungsgegenstandes beziehungsweise auf seine methodologische Orientierung haben. Diese jeweils erkenntnistheoretisch als relevant interpretierten Leitkonzeptionen haben jedoch meistens nur vorläufigen Charakter, das heisst aus der tentativen Struktur kann in Folge Verdinglichung unter gewissen Umständen eine endgültige Struktur entstehen. Paradigmakontroversen können als Zeichen für Loyalitätskrisen gegenüber einem geltenden Paradigma auftreten und die Basis

für neue Leitkonzeptionen bilden. KEUPP (1974, S. 121) erwähnt im Zusammenhang mit der Funktionsfähigkeit von Paradigmata im Rahmen der Sozialwissenschaften, dass ihre Bedeutung letztlich geprägt wird durch die Art, wie sie Verhalten innerhalb geltender sozialer Orientierungsmuster begründen und zur Lösung von gesellschaftlichen Problemen beisteuern können.

Die heutigen Konzepte zur Beurteilung von Sozialisationsprozessen sind selbst innerhalb eines Fachbereiches nicht mehr konsistent. Durch die differenten und zum Teil kontroversen Konzeptionen wissenschaftlicher Erklärungsmodelle wird die wissenschaftliche Diskussion angeregt. Auf diesen Umstand nämlich, dass solche Diskussionen zu einer Verunsicherung in Bezug auf die Weiterentwicklung der Forschungslogik und -konzepte auch einen positiven Effekt haben können, hat schon KUHN (1967) in seinem Paradigmakonzept in seiner Untersuchung zur "Struktur wissenschaftlicher Revolutionen" hingewiesen. Diese KUHN'sche Entwicklungskonzeption mit ihren wissenschaftstheoretischen Implikationen wird im folgenden zusammenfassend und vereinfacht exemplarisch dargestellt.

2.3.1. Das Paradigmakonzept von KUHN

Den Zustand, dass in einer Wissenschaft über keine Grundsatzfragen mehr entschieden wird, dass also das wissenschaftliche Bezugssystem als gültig betrachtet wird, nennt KUHN (1967, S. 25 ff) den Zustand der "normalen Wissenschaft". Das Paradigma entspricht dann der Ausgangsbasis, welche die Wahrnehmung und das Denken einer institutionalisierten Gemeinschaft von Wissenschaftlern und ihre Forschungsarbeit prägt. Es handelt sich also um ein zeitweilig als gültig akzeptiertes Interpretationssystem von Wirklichkeit. Ein solches wissenschaftsbestimmendes System bildet somit auch nicht mehr Gegenstand der Reflexion und der empirischen Ueberprüfung. Das paradigmatische Denkmodell ermöglicht zwar, gemeinsame Sprach- und Denkmuster abzubilden und hat sowohl normative als auch kognitive Funktionen, das heisst es umfasst unter anderem den gemeinsamen Forschungsgegenstand, Grundvorstellungen, Glaubenshaltungen, Problemperspektiven und so weiter. Es kann jedoch nicht auf

eine anerkannte Theorie reduziert werden, sondern dient dem Prozess der Theorieentwicklung.

Unter dem Ausdruck "strukturwissenschaftliche Revolutionen" erläutert KUHN (1967) den Umstand, dass erkenntnismässige Fortschritte in der Wissenschaft nicht als kontinuierlicher Prozess verstanden werden dürfen. Wie die Wissenschaftsgeschichte zeigt, können in einem Fachgebiet systemrelativierende, revolutionäre Fortschritte gemacht werden, die eine Umorientierung von einem bisher den Forschungsprozess bestimmenden Paradigma zu einem neuen auslösen. Somit kann zum Beispiel eine bis anhin als gültig angesehene Perspektive für die Behandlung eines Gegenstandsbereiches im Rahmen der Bearbeitung eines Detailproblems relativiert werden und ihre bisher angenommene Gültigkeit verlieren. Bei divergierenden Forschungsergebnissen ("Anomalien") kann der Geltungsanspruch eines bestehenden Paradigmas relativiert werden. Können solche "Anomalien" auch durch Differenzierung und Modifizierung der Strukturen nicht beseitigt werden, entsteht eine Paradigmakrise. Diese ermöglicht den für die Wissenschaftsentwicklung notwendigen Prozess der Ablösung von einem in der Auseinandersetzung starr gewordenen Paradigma, welches für die Theoriefindung keine neuen Perspektiven mehr eröffnen konnte. Dementsprechend sind die vier Stufen im Weiterentwicklungsprozess in der Wissenschaft nach KUHN (1967) wie folgt zu gliedern: Paradigma - Paradigmakontroverse - Paradigmakrise - Paradigmawechsel. Die daraus entstandene neue Leitkonzeption ermöglicht, innerhalb des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses, bis anhin nicht diskutierte Probleme zu erfassen. Dies kann nicht nur zu einer veränderten methodischen Orientierung führen, sondern unter Umständen auch zu einer differentielleren Konzeptualisierung des Gegenstandes. Somit ist die neue Paradigma-konzeption nicht nur eine Erweiterung der bis anhin als gültig angenommenen Abbildung von Wirklichkeit, sondern die Abbildung selbst kann verändert werden.

Im Zusammenhang mit der Bedeutung der Gesellschaft für die Steuerung der Wissenschaft erwähnt KUHN, dass eine Gruppe von Fachwissenschaftlern in der Verwerfung und Annahme von Para-

digmata auch von ausserwissenschaftlichen Ueberzeugungen beeinflusst wird, gibt es doch nach ihm (KUHN, 1967, S.100 ff) keinen zwingenden logischen Entwicklungszusammenhang zwischen einander sich ablösenden Paradigmakonzepten. Für ihn ist die konkrete Forschungspraxis ein Kommunikationsprozess, der in seiner Arbeit auch von normativen Grundvorstellungen geprägt ist.

Als Kritik zur Konzeption von KUHN muss erwähnt werden, dass er den Zusammenhang von wissenschaftlicher Entwicklung und gesellschaftlicher Praxis nicht differenziert darzustellen vermag. So nennt er zum Beispiel keine konkreten ausserwissenschaftlichen Faktoren für die Entwicklungsdynamik von wissenschaftstheoretischen Prozessen (KEUPP, 1976, S. 59). Dementsprechend ist das Auftreten von "Anomalien" als sozial zufallsbedingt zu verstehen und nicht als Anzeichen dafür, dass ein geltendes Paradigma seine funktionale Aussagevalidität für die Beschreibung und Erklärung der gesellschaftlichen Aufgaben verloren hat. Somit wird die gesellschaftliche Determinität wissenschaftlichen Handelns auf eine subjektive, zufällige Erkenntnis- und Entscheidungsleistung reduziert. Gerade aber für die Analyse der Implikationen von Forschungsstrategien auf dem Gebiet der Sozialisation wäre es von Bedeutung, die "...reflexive Begründung von Wissenschaft in der gesellschaftlichen Lebenspraxis abzubilden". (KECKEISEN, 1974, S. 20).

Als positiven Punkt in der Kritik des Paradigmakonzeptes gilt es hervorzuheben, dass die Vorstellung, wissenschaftliche Forschung in den Sozialwissenschaften sei eine wertfreie Aneignung der sozialen Realität, relativiert wird, verweist doch die Kategorie des Paradigmas auf die vorgängige normative Dependenz und gesellschaftlichen Implikationen eines Paradigmas. (KEUPP, 1976, S. 57 ff). In diesem Sinne wird auch eine Kritik an spezifischen Erklärungsansätzen wie sie im Kapitel II.3. bis 6. vorgenommen wird, möglich. Diese bildet dann auch eine Voraussetzung für die Analyse der Kontroverse um eine wissenschaftliche Konzeption von Identitätsstörungen.

2.4. Identität in Theorien der Sozialisation

In der heutigen Diskussion über theoretische Sozialisations-

konzepte, welche die Identität des Menschen zum Gegenstand ihrer Untersuchung hat, lassen sich nach HAEBERLIN (1978, S. 730) drei Typen von Sozialisationstheorien unterscheiden:

- historisch-materialistischer Erklärungsansatz
- struktur-funktionalistischer Erklärungsansatz
- kritisch-interaktionistischer Erklärungsansatz

Diese drei Typen von Sozialisationstheorien unterscheiden sich grundsätzlich bezüglich ihrer Definition von "gesellschaftlicher Funktion", "individueller Funktion", und "Identität". Im folgenden wird kurz auf die einzelnen theoretischen Grundlagen eingetreten.

Der historisch-materialistische Ansatz postuliert die Aufhebung der ökonomischen Prinzipien des Kapitalismus und die Unterordnung des Individuums unter Normen antikapitalistischer Gruppensolidarität (HAEBERLIN, 1978, S. 730 f). Dieser Typ von Sozialisationstheorie basiert auf folgenden Theoremen (siehe HABERMAS, 1971, S. 285 ff):

- Gesellschaft ist ein durch Eigentum und Nicht-Eigentum von Produktionsmitteln determiniertes System;
- Sozialisation dient der Eliminierung kapitalistischer Prinzipien und der Einordnung des Individuums unter Normen antikapitalistischen Gruppensolidarität;
- das Individuum ist ein durch ökonomische Prinzipien entfremdetes Wesen.

Der struktur-funktionalistische Ansatz impliziert die Erhaltung des gesellschaftlichen Systems durch Einordnung des Individuums in gesellschaftlich genormtes Verhalten. Identität wird primär als gesellschaftlich-sozial determiniert definiert. Dieser Typ von Sozialisationstheorie basiert auf folgenden Theoremen:

- Die Gesellschaft ist ein harmonisches System von Funktionsträgern;
- Sozialisation dient der Erhaltung des gesellschaftlichen Systems durch Einordnung des Individuums in genormtes Verhalten;
- das Individuum ist ein sozial determiniertes Wesen.

Der kritisch-interaktionistische Ansatz begründet eine notwendige Weiterentwicklung des gesellschaftlichen Systems mit der kritischen Distanz (kritischer Umgang mit gesellschaftlich genormten Rollen) des Individuums. Die Identität steht im Zusammenhang mit der Autonomie des Subjekts. Dieser Typ von Sozialisationstheorie basiert auf folgenden Theoremen:

- Die Gesellschaft ist ein System mit widersprüchlichen Ideologien und Interessen;
- Sozialisation ist nicht nur Einordnung des Individuums in genormtes Verhalten, sondern sie dient auch der Weiterentwicklung des sozialen Systems durch argumentative Kritik der Normen, welche veränderbar sind;
- das Individuum ist ein individual und sozial determiniertes Wesen, welches sich und seine soziale Umgebung zum Gegenstand der Reflexion machen kann.

Im weiteren Verlauf der Arbeit wird nur noch auf die beiden letzten Erklärungsansätze explizit eingetreten, welche dann auch die Grundlage für eine Diskussion sowohl individueller als auch sozialer Determinanten von Sozialisation und Identität bilden. Die marxistischen Theoreme des historischen Materialismus werden also nicht mehr diskutiert, wird doch in diesen das Problem der Identität ausschliesslich durch das kapitalistische System begründet, das heisst das Erreichen der Identität ist nur im Sinne einer spekulativ angenommenen politischen Veränderung auf der Basis der Eliminierung der kapitalistischen Prinzipien möglich (HAEBERLIN, 1978, S. 731). Diese theoretischen Implikationen scheinen mir zu eindimensional und für unsere gesellschaftlichen Verhältnisse dementsprechend nicht adäquat.

2.5. Zusammenfassung

In den Sozialwissenschaften gibt es im Gegensatz zu den Naturwissenschaften keine fächerübergreifenden, allgemeingültigen Definitionen und Theoreme, was auch die Erkenntnisgewinnung auf interdisziplinärer Ebene erschwert. Im Sinne des Paradigma-Konzeptes kann davon ausgegangen werden, dass wissen-

schaftliche Bezugssysteme und Problemperspektiven, welche auch gesellschaftlich bedingt sind, im Laufe der Zeit immer wieder modifiziert und relativiert werden und so die Weiterentwicklung der Forschung und Theorie ermöglichen. Durch eine fachspezifische Trennung nach psychologischen und soziologischen Kriterien im Sinne eines Antagonismus kann die Komplexität von Sozialisation und Identität nicht umfassend dargestellt werden. In diesem Arbeitskonzept sollen Identitäts- und Sozialisationstheorien am Beispiel struktur-funktionalistischer und kritisch-interaktionistischer Erklärungsansätze unter Berücksichtigung von individuellen und sozialen Faktoren aufgezeigt und erläutert werden.

3. Das normative Paradigma des struktur-funktionalistischen Erklärungsansatzes

3.1. Einleitung

Die struktur-funktionalistische Konzeption basiert auf den Rollentheorien, welche im Rahmen der Bestrebungen zur Entfaltung einer allgemeinen soziologischen Theorie zuerst in den Vereinigten Staaten entwickelt wurden. In diesem Kapitel wird das Erklärungspotential des funktionalen Rollenkonzeptes (normatives Paradigma) im Hinblick auf seine Anwendbarkeit in realen Handlungssituationen, im Zusammenhang mit der Konformität, Rollenkonflikten, Verhaltensabweichungen und Sanktionen diskutiert. Es soll gezeigt werden, dass das normative Paradigma als Basis zur Darstellung und Begründung von Sozialisationsprozessen verwendet, eine rigide und repressive Gesellschaftsordnung impliziert, welche dem Individuum keine Möglichkeit zu autonomen Entscheidungen lässt. Auch kann so weder das konfliktreiche Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft noch die Individualität, über die jeder Rollenträger verfügt, erklärt werden.

3.2. Der funktionale Rollenbegriff

In Anlehnung an LINTON (1945) lässt sich der funktionale Rollenbegriff definieren als die Einstellungen, Wertvorstellungen und Verhaltensweisen, die jedem Inhaber eines sozialen

Status von der Gesellschaft zugeschrieben werden. An ein Individuum, das Träger einer bestimmten sozialen Position ist, werden also verschiedene Erwartungen gestellt, denen es nachkommen muss. Als handelndes Subjekt reagiert das Individuum in spezifischer Weise auf bestimmte Rollenerwartungen und wird somit infolge Rollenübernahme zum Rollenträger. DREITZEL (1966) erwähnt, dass Rollen vermittelnde Strukturelemente zwischen Individuum und Gesellschaft bilden. Er verweist aber sowohl auf die normativen Verhaltenserwartungen gegenüber dem Inhaber einer Position als auch auf die inneren und äusseren Sanktionsmechanismen, die ein rollenkonformes Verhalten des Rollenträgers im sozialen System zu bewirken haben.

Der funktionale Rollenbegriff geht also davon aus, dass Verhalten in Bezug zu bestimmten Rollenerwartungen gesetzt werden kann, welche vom Individuum zu erfüllen sind, um so innerhalb einer sozialen Struktur eines Gesellschaftssystems integriert zu sein. Die Integration des Individuums kann also in Abhängigkeit zum Grad der Rollenerfüllung verstanden werden. Dementsprechend kann eine Integration in die Gesellschaft durch die Schaffung einer reziproken Balance zwischen Rollenerwartung und Rollenentsprechung erreicht werden. Eine solche Balance ist aber in realen sozialen Handlungssituationen schon auf Grund der individuellen psychischen Dispositionen nie zu erreichen. GROSS et al. (1958) verweisen darauf, dass bezüglich Erwartungen sowohl Intra-als auch Inter-Rollenkonflikte entstehen können. Im Zusammenhang mit Inter-Rollenkonflikten, welche vor allem bei Sozialisationsprozessen in verschiedenen Interaktionssystemen mit divergierenden Rollennormen entstehen, erwähnt WISWEDE (1977) auch die Bedeutung des sozialen Wandels, welcher durch funktionale Gleichgewichtstheorien nicht mehr erklärt werden kann.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass funktionale Rollen zwar bedeutsame Strukturelemente sind, auf denen sich soziale Systeme aufbauen und erklären lassen; auch ermöglichen sie die Bedeutung funktioneller Bedürfnisse und Ziele eines sozialen Systems darzustellen. Der funktionale Rollenbegriff impliziert jedoch eine einseitige Anpassung des Individuums

an die bestehende Gesellschaft (als statisches System), ohne auf die Problematik der Interdependenz zwischen individuellen und sozialen Faktoren des Rollenhandelns einzutreten.

3.3. Das Sozialisationsmodell von PARSONS

Die Wahl des PARSONS'schen Sozialisationsmodell als Ausgangsbasis erfolgt im Hinblick auf seine Definition und Begründung abweichenden Verhaltens, auf welche auch im Zusammenhang mit Identitätsstörungen noch eingetreten wird. Im folgenden werden in kurzer Form anhand einer exemplarischen Analyse der Implikationen des PARSONS'schen (1961) Sozialisationsmodells die Grundaxiome seiner Theorie erläutert. Einer solch exemplarischen Analyse haftet sicher etwas Willkürliches an, da schon eine bestimmte Auswahl unter den Autoren getroffen wird und die referierte Arbeit erst noch im Hinblick auf eine bestimmte Fragestellung nur einzelnen Facetten des Gesamtwerkes gerecht werden kann. Die Wahl der Theorie von PARSONS als Ausgangslage für die Diskussion der Sozialisationsproblematik scheint mir aber aus zwei Gründen vertretbar. Erstens beeinflussen seine Arbeiten über das soziale System noch heute das Denken in der Soziologie in sehr starkem Masse (FREY, 1974, S. 3) und zweitens bilden die funktionalistisch ausgerichteten Theorien nicht nur wissenschaftshistorisch, sondern auch im Hinblick auf die paradigmatische Grundlage für die funktionale Bedeutung der Sozialisation als Mechanismus zur sozialen Integration, einen wichtigen Ausgangspunkt.

PARSONS (1961, 1976) versteht die Gesellschaft als differenziertes und relativ stabiles soziales System. Sozialisationsprozesse haben die Funktion der Integration des Individuums in das bestehende Gesellschaftssystem. Es wird unterschieden zwischen sozialen und personalen Systemen. Personale Systeme (Handlungsträger) bilden die Grundlage für die sozialen Systeme. Die Interaktion (interaktive Beziehungen verlaufen reziprok) zwischen zwei personalen Handlungssystemen ist die kleinstmögliche Einheit eines sozialen Systems. Während personale Systeme als relativ stark fluktuierende, da personen-gebundene Systeme, definiert werden, wird davon ausgegangen,

dass die Gesellschaft, welche über Generationen hinweg grundsätzlich nicht wandelbar sei, aus relativ stabilen sozialen Systemen besteht. Beide Systemtypen zeigen die Tendenz, sich selber zu erhalten. Dieses Axiom wird abgeleitet von der Selbsterhaltung organischer Systeme und wird im PARSONS'schen Modell auch auf das soziale System angewendet, das heisst die menschliche Selbsterhaltungstendenz, welche den Handlungsträgern als personales System zugrunde liegt, bildet auch die Basis zur Begründung derjenigen von sozialen Systemen. Im personalen System wird versucht, im Rahmen der Sozialisation durch motivierende Prozesse wie Lernen, Identifikation und so weiter die Bedürfnisposition gegenüber Objekten der Umwelt zu regulieren. Die Gesellschaft wiederum muss die Vielfalt ihrer Mitglieder und deren Handlungen in den personalen und sozialen Systemen ordnen und koordinieren, um so als Gesamtsystem eine Identität aufzuweisen. Die Interessen der verschiedenen Systeme müssen jedoch nicht a priori übereinstimmen, wodurch auch eine Polarität entstehen kann.

PARSONS (1961, 1968) geht bei der Entwicklung seines Modells von der Frage aus, wie eine Gesellschaft durch den Prozess der Sozialisation ihre Mitglieder zur Konformität mit herrschenden Verhaltenserwartungen führt und somit das Gleichgewicht zwischen personalen und sozialen Systemen erreichen und stabilisieren kann. Er geht davon aus, dass die Erhaltung spezieller Rollenbeziehungen innerhalb von Systemen eine wesentliche Voraussetzung bildet um die Desintegration der Mitglieder zu verhindern. Des weitem müssen folgende drei Unterziele erfüllt werden:

- Minimale Bedürfnisbefriedigung der Mitglieder;
- minimale Unterstützung des Systems durch einen genügend grossen Teil seiner Mitglieder;
- Vorhandensein genügend gemeinsamer Zeichen und Symbole sowie adäquate Ressourcen.

Die Basis dieses Modells besteht also einerseits in der Motivation der Mitglieder für die Erfüllung sozialer Rollen, andererseits in der Kontrolle derselben durch normative Mechanismen.

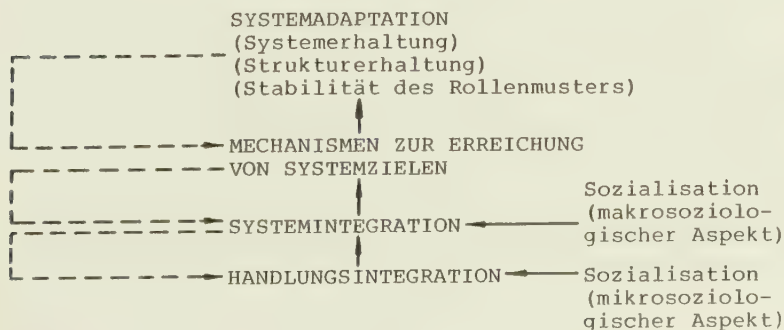
In Anlehnung an die psychoanalytische Theorie von FREUD (1971)

bildet die Eltern-Kind-Interaktion die basale Voraussetzung für die Integration des Individuums in die Gesellschaft. In der Familie müssen normative Wertsysteme vermittelt werden. Sozialisationsprozesse (komplementäre Interaktionsbeziehungen, einseitige Erwartungen müssen internalisiert werden) sind wegweisend für die Handlungsintegration des Erwachsenen. Die Rollenkonformität ohne Druck sozialer Kontrolle ist nur dann möglich, wenn das Individuum in seiner Sozialisationsphase, welche mit dem Jugendalter abgeschlossen wird, die relevanten Rollenmuster internalisiert hat. Die drei Störfaktoren für das Interaktionsgleichgewicht bilden:

- Nichtbeherrschung der Rollenorientierung;
- Aenderung der Situation (Umwelt);
- individuelle Abweichung (Diskrepanz zwischen Rollenerwartung und tatsächlichem Verhalten).

Abweichungen von konformen Rollenverhalten werden durch externe Kontrollmechanismen korrigiert, damit die Grenzen des kulturell vorgeschriebenen Rollenstandards eingehalten werden können. Die Systemadaption des Sozialisanden basiert auf dem Prinzip der Systemerhaltung und wird gewährleistet durch Mechanismen, welche der Erreichung von Systemzielen dienen. Während auf der Ebene der Sozialisation unter makrosoziologischem Aspekt die Systemintegration erreicht werden soll, geht PARSONS (1961) davon aus, dass durch die Sozialisation auf mikrosoziologischer Ebene die Handlungsintegration erreicht wird.

Abb. 1: Zielhierarchie komplexer sozialer Systeme nach PARSONS



Quelle: FREY (1974, S.10)

Aus Abbildung 1 wird ersichtlich, dass die Annahme eines strukturell-funktionalistischen Aufbaus sozialer Systeme von einer relativ konkreten Basis (Primärsozialisation) zu immer abstrakteren und diffuseren Zielebenen führt. Die Anordnung der gestrichelten Pfeile zeigt, dass bei funktionalen Systemmodellen jeweils von festen generellen Oberzielen ausgegangen wird, welche mit der Motivation und den Bedürfnissen der Handlungsträger nicht a priori kongruent sind und dementsprechend auf mikrosoziologischer Ebene im Rahmen von Interaktionsprozessen angeeignet werden müssen.

3.3.1. Kritik

Basierend auf einem funktionalistischen Denkansatz postuliert PARSONS, ausgehend vom Axiom der Selbsterhaltung des Organismus, die Systemerhaltung. Er geht von einem Idealzustand der Gesellschaft aus, welcher stabilisiert werden muss. Dieser soziologische Erklärungsansatz, der eher auf primitive statische Kulturen anwendbar ist, als auf solche mit hochdifferenzierten Gesellschaftsformen, kann bezüglich den Kriterien der Wandelbarkeit von zivilisierten Gesellschaften nicht gerecht werden.

Die Erhaltung eines komplexen Gesellschaftssystems kann nicht nur auf mikro-soziologischer Ebene erklärt werden, indem man sich auf die Beschreibung der Institutionalisierung interaktionsstabilisierender Wertorientierungen in Form einer Rollentheorie beschränkt.

Die Sozialisation sollte auf makro-soziologischer Stufe auch Allokationsprozesse als funktionale Voraussetzung für die Integration berücksichtigen. Sozialisationsprozesse müssen dementsprechend als wechselseitige Beeinflussung von gesellschaftlichen und individuellen Faktoren aufgefasst werden.

Die Differenzierung der Begriffe "Sozialisation" und "soziale Kontrolle" erweist sich als problematisch. "Sozialisation" wird im weitesten Sinne als Internalisierung von Normen definiert, während "soziale Kontrolle" als Korrekturereinheit für abweichendes soziales Verhalten aufgefasst wird. In An-

lehnung an FREY (1974, S. 15) kann davon ausgegangen werden, dass soziale Kontrolle abweichenden Verhaltens empirisch identisch ist mit Sozialisation. Mit der konformistischen Theorie von PARSONS (1961, 1968, 1975) kann die wechselseitige Wirkung zwischen Sozialisationsagent (Vermittlung und Kontrolle sozialer Werte) und Sozialisanden nicht erklärt werden. HERRIGER (1979, S. 78) erwähnt, dass PARSONS entwickeltes Modell zur Erklärung von Sozialisationsprozessen alleine die vergesellschaftende Funktion des Sozialisationsvorganges zu erklären vermag, dass jedoch dessen individualisierende Funktion unbegriffen bleibt. So kann die Vorbereitung des Sozialisanden auf die Gesellschaft stets nur als Prozess einseitiger Adaption beschrieben werden, nämlich als vorbehaltlose Integration in bestehende Rollensysteme, oder als Uebernahme und konforme Erfüllung bestehender Verhaltenserwartungen. Dementsprechend finden Autonomie und individuelle Rolleninterpretationen keine differenzierte Erklärung, werden sie doch, sofern sie nicht konform sind, nur als kontrollbedürftige Abweichungsphänomene beschrieben.

3.4. Das Sozialisationsmodell von SPIRO

Das Modell von SPIRO (1961) baut auf der Theorie von PARSONS (1961) auf. Bei SPIRO werden die Rollen als vermittelndes Strukturmerkmal zwischen Individuum und sozialem System definiert. Er definiert auch ausgehend von der funktionalistischen Denktradition das Ziel als Systemerhalt und zwar basierend auf rollentheoretischen Ansätzen. Er differenziert gleich wie PARSONS zwischen personalem und sozialem System. Letzteres zeichnet sich durch folgende Eigenschaften aus:

- Zielerreichung durch funktionale Rollen;
- Zielerreichung steht in Abhängigkeit zur Adäquanz der Rollendurchführung. (SPIRO, 1961, S. 93 ff)

Er berücksichtigt jedoch nicht die Interaktion und fragt unmittelbar nach der Integration des Individuums in die Gesellschaft. Dementsprechend repräsentiert das personale System das Individuum, welches folgende Eigenschaften hat:

- Organisiertes System motivationalen Tendenzen (Bedürfnisse);
- Bedürfnisbefriedigung muss gelernt werden (Sozialisation);
- funktionales System, welches folgende Ziele erreichen muss:

Adaption: physisches Ueberleben

Adjustion: intrapersonale Anpassung

Integration: interpersonale Integration (SPIRO, 1971,
S. 96 ff)

Die Stabilität des sozialen Systems steht in Zusammenhang mit der "cultural conformity", welche ihrerseits abhängig ist von der Rollenkonformität ihrer Mitglieder. Für das Individuum gibt es zwei Motive für die Rollenübernahme:

- Persönliche Bedürfnisbefriedigung
- Verhinderung negativer Sanktionen

Es wird also davon ausgegangen, dass eine adäquate Ausführung der bestehenden Rollen den Bestand des Systems sichert (sozialer Aspekt der Rolle). Durch die Uebernahme von sozialen Rollen wiederum wird die Befriedigung individueller Bedürfnisse ermöglicht (personaler Aspekt der Rolle). Die Darstellung und Erklärung von Sozialisationsprozessen basiert also auf der Beschreibung der Mechanismen, die zur Uebernahme sozialer Rollen führen.

Im Modell von SPIRO fallen soziale und personale Funktionen und Rollen zusammen, wobei letztere in erstere einbezogen werden. Die Rollenkonformität lässt sich somit als die Funktion eines Kalküls definieren, bei dem individuelle Motivation und soziale Rollenerwartungen zueinander in Bezug gesetzt werden können. Das Individuum kann jedoch nicht frei darüber entscheiden, welche in der Rolle implizit enthaltenen Verhaltenserwartungen es erfüllen will (FREY, 1974, S.20). Dementsprechend muss es lernen, seine individuellen Bedürfnisse mit den sozialen Rollenerwartungen so zu koordinieren, dass der durch die Rollenkonformität erreichte Vorteil grösser ist, als der Nachteil bei einer Ablehnung der Rolle wäre. In diesem Interpretationsschema ist Konformität auch nur ein eindimensionaler Begriff, der lediglich verschiedene Grade der Anpassung differenzieren kann.

3.4.1. Kritik

Da im Modell von SPIRO, gleich wie bei dem von PARSONS, Sozialisationsprozesse auf funktionalistischer Gesellschaftsauffassung (Konformität) basierend begründet werden, muss sich eine Kritik in ähnlichem Rahmen abspielen. SPIRO's Modell weist jedoch einige Erweiterungen auf. Bei ihm ist der Sozialisationsprozess, ausgehend vom Axiom der Bedürfnisbefriedigung, auf das ganze Leben verteilt und nicht auf spezifische Entwicklungsphasen beschränkt. Da die Rollenkonformität zur Erreichung persönlicher Ziele angestrebt werden kann, entfällt dem Konformitätsbegriff die anpassungsmechanistische Konnotation. Die Differenzierung zwischen individueller Motivation und sozialer Rollenerwartung ermöglicht dem Individuum einen relativen Freiheits- und Personalisationsspielraum. Der Faktor der sozialen Kontrolle ist zwar im Sozialisationsprozess implizit enthalten, die Struktur und Stabilität der Gesellschaft entsprechen aber nicht mehr nur einer vorgegebenen Definition, sondern werden auch in Abhängigkeit von individuellen Merkmalen der Rollenträger gesehen. Das Modell von SPIRO weist gegenüber dem von PARSONS einige Vorzüge auf, so zum Beispiel eine teilweise Berücksichtigung individueller Faktoren. Es können mit ihm jedoch keine interaktiven Konflikte erklärt werden.

3.5. Sozialisation unter dem Aspekt der Konformität

Die struktur-funktionalistischen Sozialisationstheorien gehen gemäss dem Konformitätsprinzip davon aus, dass die Gesellschaft ein konfliktfreies System von Funktionsträgern ist, welches durch Sozialisationsprozesse erhalten werden soll und zwar so, dass das Individuum genormten Verhaltensregeln unterordnet werden kann. Der Mensch ist also ein durch die bestehende Gesellschaft determiniertes Wesen.

Sobald man ein Individuum in seinem Verhalten als sozialrelevant unangepasst erklärt, wird es sanktioniert und zwar im Hinblick auf eine Anpassung an gegebene Norm- und Wertsysteme. Die nachstehende Abbildung verdeutlicht eine Sozialisationssequenz nach dem Konformitätsprinzip, gemäss den funktiona-

listischen Theorien von PARSONS (1961) und SPIRO (1961). Ihre Theorien, welche die Integration des Individuums in das soziale System als Untersuchungsgegenstand haben, gehen davon aus, dass eine solche vom Grad der Rollenausübung abhängt. Auf diesem Erklärungs-niveau kann aber weder der Grad der Abweichung bestimmt, noch eine differenzierte Begründung von Rollenkonflikten (WISWEDE, 1974) in der gegebenen sozialen Interaktion vorgenommen werden.

Abb. 2

EMPIRIE		DEFINITIONEN		
Sozialisations-agent (SAG) (Interaktions-partner "Alter") Soziali-sand (RT) (Interak-tionspart-ner "Ego")		Verhalten des Sozialisanden V_{RT}	Systemzustand	Sozialisations-erfolg
	RE_{SAG}	Konformität	Integration	erfolgreich
	RE_{RT}	Abweichung	Diskrepanz	missglückt

Quelle: FREY (1974, S. 43)

Im Sinne einer Erweiterung dieses Ansatzes, kann in Anlehnung an FREY (1974, S. 78) davon ausgegangen werden, dass das Rollenverhalten abhängig ist von "internen" und "externen" Determinanten. Unter ersteren versteht er die besonderen Merkmale des Rollenträgers, während zweitere die äusseren sozialen Interaktionsbedingungen des Individuums beschreiben.

3.6. Konsequenzen aus der Kritik an funktionalen Modellen

Ausgehend von der Kritik an den theoretischen Implikationen funktionalistischer Systemmodelle lassen sich nun folgende zusammenfassende Feststellungen formulieren:

- Eine zivilisierte Gesellschaft ist dynamisch und somit Wandlungen unterworfen, welche nicht ausschliesslich durch Gleichgewichtstheorien erklärt werden können, da diese, basierend auf dem Konformitätsprinzip, eine konfliktfreie Gesellschaftsordnung implizieren.
- Ein Sozialisationsmodell sollte auch kausale Zusammenhänge innerhalb einer Gesellschaftsstruktur beschreiben.
- Sozialisationsprozesse verlaufen auf interaktiver Ebene und sollten nicht nur als einseitige Adaption personaler Systeme (intrapersonale Verhaltensdispositionen) an soziale Systeme (institutionalisierte, zentrale Sozialisations- und Allokationsmechanismen innerhalb des Gesellschaftssystems) verstanden werden.
- Sozialisation kann in komplexen Gesellschaften, wenn sie in relativ unabhängigen sozialen Subsystemen (zum Beispiel im familialen Interaktionssystem) stattfindet, nicht ausschliesslich anhand gesamtgesellschaftlicher Mechanismen erklärt werden.
- Interaktive Beziehungen verlaufen nicht a priori reziprok.
- Normative Regeln und Rollen können vom Individuum reflektiert, interpretiert und auf interaktiv-kommunikativer Ebene aktiv verändert werden.
- Verhaltensabweichungen sollten auch im ursächlichen Entstehungssystem, das heisst in interaktiven Sozialisations-situationen, unter Berücksichtigung der Interdependenz zwischen Sozialisationsagent und Sozialisand, verstanden werden.

3.7. Zusammenfassung

Der Rollenbegriff im struktur-funktionalistischen Erklärungsansatz (normatives Paradigma) ist definiert durch ein Bündel von Verhaltenserwartungen an den Rollenträger, welche von diesem erfüllt werden müssen, um negative Sanktionen zu vermeiden. Durch dieses Rollenkonzept kann zwar im Idealfall eine hohe Voraussagbarkeit in einem Handlungsablauf erreicht

werden, es weist jedoch viele schwerwiegende Mängel auf. Die ursprünglichen funktionalen Rollentheorien beinhalten eine formale und verkürzte Definition gesellschaftlicher Funktionszusammenhänge. So können wesentliche Eigenschaften der Gesellschaft, wie zum Beispiel die Wandelbarkeit nicht erfasst werden. Die Absicht, dieser Rollenkonzeption eine kategoriale Bedeutung zukommen zu lassen, sowie sie als Basis für eine umfassende soziologische Theorie zu verwenden, konnte infolge der ständig sich vermehrenden Kritik nicht verwirklicht werden. Aber auch Anteile des Individuums an der Rolle, sowie Rollenkonflikte im Spannungsfeld von personalen und sozialen Systemen, wie sie in realen Handlungssituationen vorkommen, können nicht erklärt werden. Das normative Paradigma des struktur-funktionalistischen Erklärungsansatzes muss, wenn Sozialisationsprozesse wie sie in der Realität vorkommen, erklärt werden sollen, insofern erweitert werden, dass die Interdependenz zwischen Rolle und Gesellschaft, beziehungsweise zwischen Rolle und Individuum, miteinander bezogen werden kann. Erst dann wird es möglich, auf interaktiver Ebene Anforderungen der Gesellschaft und individuelle Dispositionen zueinander in Bezug zu stellen und zwar so, dass sowohl die Gesellschaft mit ihren spezifischen Rollenerwartungen, als auch individuelle Verhaltensabweichungen in gegenseitiger Abhängigkeit auf mikro- und makrosoziologischer Ebene reflektiert werden können.

4. Die Labeling-Perspektive (Kontrollparadigma) als Erweiterung des normativen Paradigmas

4.1. Einleitung

Die Erforschung abweichenden Verhaltens steht gegenwärtig im Zeichen eines tiefgreifenden konzeptuellen Umstrukturierungsprozesses. Es soll im folgenden gezeigt werden, dass das normative Paradigma des struktur-funktionalistischen Erklärungsansatzes in seiner Monopolstellung auf Grund von alternativen Forschungsperspektiven wie die der Labeling-Perspektive relativiert und erweitert werden kann. Anhand dieser

wird es möglich zu untersuchen, wie durch Prozesse der Wahrnehmung, Interpretation und so weiter das gesellschaftliche Phänomen der Delinquenz auf organisierte Weise konstituiert wird. Allgemein formuliert liegt der Schwerpunkt der zu erläuternden Perspektive in der systematischen Erforschung der Bedeutung der gesellschaftlichen Definition und Kontrolle abweichender Verhaltensweisen. Ihr Erkenntnisziel bildet also die Analyse der im letzten Kapitel kritisierten funktionalen Definitions- und Interpretationsverfahren von Verhaltensweisen, die nicht den Normerwartungen entsprechen und gemäss dem normativen Paradigma kategorisiert und als korrekturbedürftig definiert werden. Das Kontrollparadigma der Labeling-Perspektive, welches den Schwerpunkt des folgenden Kapitels bildet, kritisiert die traditionellen individuum-zentrierten Begründungen abweichenden Verhaltens und versucht, es auch im Zusammenhang mit dem sozialen Kontext zu erklären.

4.2. Die Kontroverse zwischen normativem Paradigma und Kontrollparadigma

Im Rahmen der Kontroverse zwischen traditionellen strukturfunktionalistisch orientierten Erklärungsansätzen (normatives Paradigma), wie sie in Kapitel II.3. erläutert wurden, und dem neueren alternativen Konzept der Labeling-Perspektive (Kontrollparadigma) zur Erklärung von abweichendem Verhalten, können zwei grundsätzlich unterschiedliche Standpunkte differenziert werden. KEUPP (1976, S. 17 f) erwähnt, dass die sich unterscheidenden polaren Positionsbestimmungen der beiden Paradigmata, in der wissenschaftlichen Literatur unter folgenden Begriffen behandelt werden:

- "aetiologisches Paradigma" versus "Kontrollparadigma"
- "normatives" versus "interpretatives Paradigma"
- "struktureller" versus "prozessualer Ansatz"
- "absolutistische" versus "relativistische Konzeption"
- "Ursachen Theorien" versus "Reaktionstheorien"

Obenstehende Alternativpositionen (rechte Positionen) zeichnen sich vorwiegend dadurch aus, dass ihnen allen ein Unter-

suchungsgegenstand zugrunde liegt, der in den traditionellen (linke Positionen) Sozialisationstheorien nicht problematisiert wird. Dieser Umstand rechtfertigt es demnach auch, die Labeling-Perspektive als erweitertes Paradigma zu bezeichnen. Um ihre Implikationen noch zu verdeutlichen, ist es sinnvoll, die divergierenden Positionen der beiden Paradigmata im Sinne eines Abgrenzungsprofils darzustellen. Bezüglich der Beurteilung von abweichendem Verhalten lässt sich die paradigmatische Kontroverse auf folgende zwei grundsätzliche theoretischen Prämissen reduzieren:

- a) Sozialisationsagenten können auf Grund gesellschaftlich legitimer Normen feststellen, welches Verhalten Abweichung konstituiert und welches nicht.
- b) Soziale Verhaltensweisen, die in den Geltungsbereich der Norm fallen, sind trügerisch, da sie nur innerhalb einer veränderbaren Sozialstruktur als normal definiert werden.

Die Perspektive unter Punkt a), welche dem normativen Paradigma entspricht, geht von einer problemlosen Wahrnehmung devianten Verhaltens aus und versucht individuum-zentrierte kausale Faktoren zur Erklärung der Spezifität von individuellen abweichenden Verhaltensweisen zu bestimmen.

Die Perspektive unter b) entspricht dem Ausgangspunkt des Labeling-Ansatzes und untersucht wie in Interaktionen Devianz entsteht und als solche definiert wird.

Nach BECKER (1973, S. 3 ff) lässt sich die Position der Perspektive a) basierend auf folgenden drei Konzeptionen begründen:

- Die statistische Konzeption:

Sie geht davon aus, dass im Sinne der statistischen Häufigkeitsverteilung Merkmalsausprägungen dann als normal zu bezeichnen sind, wenn sie den Durchschnittswert repräsentieren. Somit kann allein durch ein quantitatives Ansteigen jedes Verhalten den Status der Normalität erlangen.

- Die pathologische Konzeption:

Kriterien für die Definition von abweichendem Verhalten werden im Individuum selbst gesucht, auch wenn ihm kein

materielles Substrat zukommt (vergl. Kap. IV.2.).

- Die funktionalistische Konzeption:

Sie ist verwandt mit der pathologischen Konzeption, hat aber als Analyseeinheit nicht das Individuum, sondern das soziale System, welches als sozialer Organismus aufgefasst wird (vergl. Kap. II.3.).

Das folgende Mängelprofil der theoretischen Implikationen des normativen Paradigmas macht deutlich, wie das kontroverse Paradigmakonzept der Labeling-Perspektive begründet werden konnte. Das absolutistische Verständnis von sozialen Normen entspricht dem Rollenkonzept, wie es schon in Kapitel II.3. behandelt wurde. Kritisiert wurde dort ja vor allem die normativen Rollenmodellen implizite Annahme einer Kongruenz von allgemein gültigen sozialen Normanforderungen und individuellem Verhalten und die daraus resultierende Vorstellung, dass bei empirischem Verlust dieser Uebereinstimmung auch Devianz vorliegen müsse, die ihrerseits wiederum durch eine normativ eindeutig vordefinierte Rolle strukturiert werden könne. Es wird also davon ausgegangen, dass man weiss, wie Realität ist, und wie Individuen sich verhalten sollten, beziehungsweise wie deren angemessene Entwicklung verlaufen sollte (KEUPP, 1976, S. 20). Die Sicherheit in Bezug auf die Definition von deviantem Verhalten basiert auf dem vorbehaltlosen Vertrauen in die absolute Stabilität der Regeln und Normen, die jedem deutlich machen sollten, was Abweichung sei und wie sie sanktioniert werde. Auf dieser Grundlage lässt sich deviantes Verhalten je nachdem auch als Sozialpathologie oder Psychopathologie definieren. KEUPP (1976) kritisiert denn auch diese Verwendung der Normbegriffe und zwar wie folgt: "Der absolutistischen Vorstellung von Normen und der ihr komplementär zugeordneten Vorstellung einer durch diese gewährleisteten Ordnung, liegt der Fehlschluss zugrunde, dass empirisch feststellbare Regelmässigkeiten des Verhaltens, die Geordnetheit des Handlungssystems, durch das Befolgen von abstrakten und allgemeingültigen Normen zustande kommt. Wie Handlungssicherheit in einer konkreten, durch unvorhersehbare kontingente Momente bestimmten Situation möglich

sein soll, wenn es für diese Situation noch gar kein Paradigma gibt, muss dieser Konzeption unzugänglich bleiben. Sie hat allerdings das Alltagsbewusstsein auf ihrer Seite, das von der Basis der unbezweifelten Identität vom allgemeinen Normenkodex und den situationsspezifischen Handlungsorientierungen ausgeht." (KEUPP, 1976, S. 23).

Als weiterer Kritikpunkt muss erwähnt werden, dass, wenn die Definition abweichenden Verhaltens an sich nicht mehr problematisiert wird (Normen bilden einen objektiven, nicht mehr zu reflektierenden Massstab), das Risiko für ein Kontroll- und Korrekturinteresse bei devianten Individuen erhöht wird, da die gesellschaftlichen Beziehungen verdinglicht und als Qualitäten von Personen, beziehungsweise von deren Handlungen aufgefasst werden und zwar unter systematischer Ausklammerung der konkreten sozialen Interaktionsbedingungen. Diese Mängel des normativen Paradigmas versucht die Labeling-Perspektive aufzudecken und mittels einer erweiterten Konzeption theoretisch fassbar zu machen.

4.3. Theoretische Grundlagen der Labeling-Perspektive

Die Rezeption aber auch die steigende Attraktivität der Labeling-Perspektive steht in engem Zusammenhang mit den erkenntnistheoretischen Grundlagen des Symbolischen Interaktionismus (vergl. Kap. II.5.4.) und der phänomenologischen Soziologie. Ihre theoretischen Implikationen wenden sich gegen das normative Paradigma struktur-funktionalistischer Erklärungsansätze (vergl. Kap. II. 3. und 4.2.) als Modell der gesellschaftlichen Wirklichkeit, wie es unter anderen von PARSONS (1961) vertreten wird, welches die subjektive Wirklichkeitsinterpretation und Situationsdefinition der praktisch handelnden Subjekte nicht abzubilden vermag, sondern Prozesse der Stigmatisierung (GOFFMAN, 1967) und der selektiven Sanktionierung von Individuen legitimiert, sofern diese sich nicht in den gesellschaftlich als normal definierten Bereich einordnen lassen. Bezüglich der ideengeschichtlichen Tradition ist die Labeling-Perspektive eng verbunden mit der Theorie von MEAD (1973) (vergl. Kap. II. 6.2.), der sich durch die Verwendung

des "interpretativen Paradigmas" als Alternative zum "normativen Paradigma" einen Namen geschaffen hat.

Die Labeling-Perspektive geht davon aus, dass nicht jeder Interaktion ein verständliches symbolisches Orientierungssystem zugrunde liegt. Und zwar kann dies damit begründet werden, dass in der Realität Interaktionspartner Regeln von unterschiedlichen Sozialisationssystemen internalisieren. Somit kann unter Umständen auf Grund inkongruenter Internalisierungsprozesse keine Komplementarität der Erwartungen und der Bedürfnispositionen hergestellt werden. Es wird also angenommen, dass eine soziale Interaktion auf der Ebene kollektiv geteilter Symbole und Bedeutungen nicht so verläuft, dass Erwartungen und Handlungsabsichten a priori antizipiert werden können, ohne dass die gemeinsame Interaktionssituation vorerst übereinstimmend definiert werden muss. Die Labeling-Perspektive stellt also ein objektiv vorgegebenes handlungsbestimmendes Symbolsystem in der Realität in Frage.

Sie widerspricht demzufolge der idealtypischen Vorstellung, dass Akteure in Interaktionen sich auf ein gemeinsames Bezugs- und Bedeutungssystem beziehen können. Es wird also nicht von einem allgemeinen kognitiven Konsens ausgegangen, der ihnen garantiert, eine Übereinstimmung in der Definition der gemeinsamen Situation zu finden. Die mangelnde Übereinstimmung der Situationsdefinitionen betreffend Bedürfnissen, Handlungsabsichten, Erwartungen und so weiter führt dann auch zu Beginn einer Interaktion im Normalfall zu Widersprüchen und Konflikten, welche nur durch eine ständige Interpretationsleistung der Akteure, sofern die Interaktion aufrecht erhalten bleibt, bewältigt werden kann (KRAPPMANN, 1971, S. 198). Soziales Handeln wird also nicht auf Grund eines kollektiven Wertkonsenses möglich, sondern erst durch eine induktive interaktive Konsensleistung seitens der Individuen.

Nach KEUPP (1976, S. 53) wird sowohl im "normativen" wie auch im "Kontrollparadigma" die Geordnetheit der sozialen Beziehungen zum Ausgangspunkt der Betrachtung gemacht. Während in ersterem die Stabilität durch die strukturelle Entsprechung

von Handlungsdisposition und normativen Erwartungen definiert wird, steht in letzterem die Lösung der Frage nach den Mechanismen, durch welche die Ordnung sozialer Handlungssequenzen bewirkt wird, im Vordergrund. In diesem Paradigma, in welchem die Geordnetheit der sozialen Wirklichkeit erst durch aktive, interpretative Leistung der Interaktionspartner möglich wird, lässt sich abweichendes Verhalten als etwas darstellen, das ebenso wie konformes Verhalten Anrecht auf die Bedeutung von aktiver Wirklichkeitsbestimmung hat, auch wenn ihm der Status der als positiv zu identifizierenden Realität im sozialen Alltag nicht mehr a priori zugebilligt wird. Diese Auffassung bildet den theoriegeschichtlichen Hintergrund der Labeling-Perspektive, die eben davon ausgeht, dass die soziale Wirklichkeit gesellschaftlich konstituiert ist. Dementsprechend wird bei problemhaften Handlungen die soziale Bedeutung nicht als aus ihr heraus entstehend aufgefasst, sondern als das Resultat vielfältiger gesellschaftlicher Definitions- und Sinngebungsprozesse, welche es zu relativieren gilt.

4.3.1. Interaktionistische Konzeption

Bis anhin konnte in Anlehnung an die Labeling-Perspektive gezeigt werden, dass abweichendes Verhalten nicht nur eine Person im Sinne einer ihr innewohnenden Eigenschaft oder Disposition charakterisieren muss, sondern dass es auch als gesellschaftlich determinierte Sinninterpretation, sowohl in Bezug zum handelnden Individuum und seinen Intensionen, als auch zu seinen Interaktionspartnern, welche diese Handlungsweisen und Intensionen willkürlich interpretieren, verstanden werden kann. BECKER (1973) verwendet dementsprechend für den Labeling-Ansatz auch den Ausdruck "Interaktionstheorie abweichenden Verhaltens". So schreibt er dann auch: "Abweichendes Verhalten ist keine Qualität, die im Verhalten selbst liegt, sondern in der Interaktion zwischen einem Menschen, der eine Handlung begeht, und Menschen die darauf reagieren." (Ebd., S. 13). Im Mittelpunkt seines Interesses steht also nicht mehr nur das abweichende Verhalten an sich, sondern es werden auch die Reaktionsmuster, die durch dieses ausgelöst werden, untersucht.

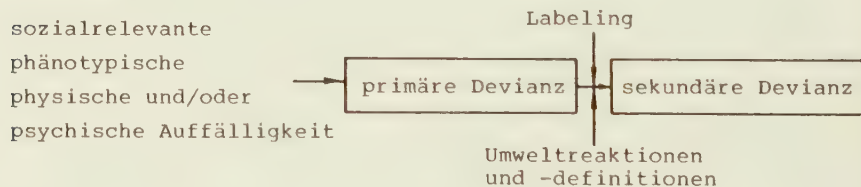
Es geht also um kontrollierende und stigmatisierende Reaktionen auf Eigenschaften und Verhaltensweisen seitens der Interaktionspartner. Somit gilt es nicht primär, individuum-spezifische aetiologische Fragen der Devianz zu beantworten, sondern es werden vielmehr die Mechanismen von Prozessen, durch die Personen in Interaktionen zu dem werden, als was man sie bezeichnet, untersucht.

Im folgenden wird beispielhaft das interaktionistische Konzept der sekundären Devianz von LEMERT (1975), auf welches im weiteren Verlauf dieser Arbeit immer wieder, vor allem implizit zurückgegriffen wird, in seinen Grundzügen vorgestellt. Der wesentliche Begriff dieser Konzeption ist der der "sekundären Abweichung", welcher dazu dient, Abweichungsphänomene, die nicht direkt in Abhängigkeit von individuellen Faktoren entstehen, im Rahmen von sozialen Interaktionen rekonstruierbar zu begründen. Der Begriff der "sekundären Abweichung" ermöglicht also, die Bedeutung der gesellschaftlichen Reaktionen auf Ursachen und Formen abweichenden Verhaltens und deren stabilisierende Wirkung durch gesellschaftliche Einflüsse zu eruieren. Im Gegensatz zur primären Abweichung, welche auf Grund einer Vielzahl von sozialen, kulturellen, psychologischen und physiologischen Faktoren entstehen kann, ist die sekundäre Devianz bedingt durch die Reaktionen der Umwelt auf die primäre Devianz einer Person. KEUPP (1976) erwähnt in diesem Zusammenhang: "Erst wenn auftauchende Probleme und Verhaltensmuster nicht mehr als situationsgebundene, vorübergehende oder gar als sinnvolle innovatorische Verletzung alltäglicher, routinehaft eingespielter Erwartungsstrukturen kognitiv bewältigt werden können, setzen soziale Reaktionen ein, die eine Sequenz von Erfahrungen strukturieren ..." (ebd., S. 32), welche dann zu sekundärer Devianz führen können. Voraussetzung für die Genese der sekundären Devianz ist, dass andere Individuen oder Institutionen der primären Devianz, wie immer sie sich manifestiert, Beachtung schenken, ihr nicht handlungsbezogen sozial unerwünschte Bedeutung attribuieren und auf der Basis dieser Bedeutung Ver-

haltensmuster begünstigen, welche eine Realität produzieren, die dann wiederum spezifische Anpassungszwänge konstituiert. Nach LEMERT (1975) treten die negativen Erfahrungen, die ein Individuum mit den sozialen Reaktionsmustern auf Grund seiner primären Devianz macht "...in den Mittelpunkt des Lebens, denn sie verändern seine psychische Struktur und gestalten die sozialen Rollen und Einstellungen gegenüber dem Ich in spezifischer Weise. Die Handlungen, deren Bezugspunkte diese Rollen und Selbsteinschätzungen sind, machen die sekundäre Devianz aus. Gemessen an seinen Handlungen ist der sekundär Abweichende ein Mensch, dessen Leben und Identität von der Realität der Devianz bestimmt wird." (Ebd., S. 434). Es wird somit auch deutlich, dass das Hauptanliegen darin besteht, aufzuzeigen, dass die soziale Kontrolle eher die Ursache als die Reaktion auf verschiedene Formen abweichenden Verhaltens ist. Schematisch lässt sich dieser theoretische Gesichtspunkt folgendermassen darstellen:

Abb. 3

Ursache:



Aus obigem Schema wird ersichtlich, wie Vertreter der Labeling-Perspektive abweichendes Verhalten also nicht mehr primär anhand von individuellen Eigenschaften begründen wollen, sondern durch die Art und Weise, wie es von andern Personen in den alltäglichen Interaktionen definiert wird.

4.4. Kritik

Die heutige Dynamik der Erforschung abweichenden Verhaltens steht im Zeichen einer grossen Konkurrenz zwischen verschie-

denen Perspektiven. Bezugnehmend auf Kapitel II. 2.3.1. lässt sich die Labeling-Perspektive nicht als ein neues Paradigma im Sinne des KUHN'schen Paradigmbegriffs, sondern nur in demjenigen von KEUPP (1974) (vergl. Kap. II.2.3.) bezeichnen. Die Labeling-Perspektive wurde von deren wichtigsten Vertretern (u.a. BECKER, 1975) nie als umfassende Theorie verstanden. Sie lässt sich vielmehr als Versuch bezeichnen, Klassifikationen devianten Verhaltens und Denkweisen, deren unzureichende empirische und theoretische Fundierung offensichtlich geworden ist, in einer Art zu überwinden, die für alternative Problemlösungen und Denkmöglichkeiten sensibilisiert (z.B. Randgruppenproblematik, Konsequenzen institutionalisierter Kontrolle abweichenden Verhaltens). KEUPP (1976) bezeichnet dementsprechend die Labeling-Perspektive auch nicht als vollentwickelte Alternative zum normativen Paradigma, sondern eher als Weg dorthin. Der Umstand jedoch, dass den Kritikern die Verwerfung der Aussagen und theoretischen Implikationen der Labeling-Perspektive oft ohne grossen Aufwand zu gelingen scheint, ist damit zu begründen, dass sie an Kriterien gemessen wird, die ihrer eigentlichen Funktion nicht gerecht werden kann. Sehr oft gehen Kritiker der Labeling-Perspektive davon aus, dass diese den Anspruch hat, eine umfassende Theorie devianten Verhaltens, als Resultat der sozialen Reaktionen, zu sein. Es steht wohl ausser Diskussion, dass die Betrachtung von differenziellen Attribuierungsprozessen als einziger Kausalfaktor zur Begründung von Verhaltensstörungen, trotz ihrer Evidenz, nur zu einer mangelnden Validität führen kann. Eine solche voraussetzungslose Beschreibung von sozialen Interaktionen ohne explizite Berücksichtigung individuum-zentrierter aetiologischer Komponenten kann sich, sofern sie den Anspruch auf Generalisierung hat, als restriktive Erkenntnis erweisen. Es besteht dann auch die Gefahr, dass eine an sich legitime phänomenologische Erfassung von Alltagsrealität zum mikroformalistischen reinen Phänomenalismus wird, dessen Wirklichkeit und generalisierbare Erkenntnis nur über "situative Mikrowelten" zugänglich ist. Bei einer rein phänomenalisti-

schen Wirklichkeitsbestimmung werden primäre Ursachen einer devianten Karriere nicht systematisch genug strukturiert, sondern als beliebig und zufällig auftretend verstanden.

Sofern ein Untersuchungsgegenstand nur die situative Unmittelbarkeit zu erschliessen vermag, ist es auch sehr schwierig, seine Geschichte und seine Struktur in übergeordneten Zusammenhängen zu erfassen. Trotz dieser Kritikpunkte hat aber die Labeling-Perspektive für die Bearbeitung unserer Problemstellung wesentliche Vorteile gegenüber dem normativen Paradigma. Als positives Verdienst gilt ihre Aufdeckungsleistung von Unzulänglichkeiten traditioneller Devianzansätze zu erwähnen. Es ist ihr gelungen, abweichendes Verhalten auch in einem situationsspezifisch strukturierten sozialen Kontext darzustellen. Somit wurde es möglich, ohne verdinglichende Konstrukte abweichendes Verhalten in seinen wichtigen Bestandteilen aus dem interaktiven Sozialzusammenhang heraus plausibel zu erklären. Sie hat trotz ihrer elaborierten Form die wichtige Funktion der Kritik gesellschaftlich-praktischen Umgangs mit abweichendem Verhalten, welcher oft stigmatisierend ist. Somit können die vorherrschenden normativen Erklärungsansätze, welche zwar theoretisch und empirisch differenzierter sind, relativiert werden. Die Labeling-Perspektive hat mit ihrem Stigma-Fokus auch auf die fortschrittlichen psychiatrischen Konzepte, welche vermehrt sozialpsychologische Komponenten in der Behandlung psychisch Kranker berücksichtigen, im Vergleich zu den traditionellen Ansätzen einen verhältnismässig grossen Einfluss. Es sollte nun klar geworden sein, dass eine Anwendung der Labeling-Perspektive noch lange nicht eine vollständige Ablehnung jeglicher aetiologischer Fragestellung bedeutet. Sie hat jedoch mit ihrer, meiner Ansicht nach berechtigten Kritik an dem aufs Individuum beschränkten Fokus des normativen Paradigmas dessen umfassenden Erklärungsanspruch deutlich in Frage gestellt. Durch diese Relativierung des Erklärungswertes individualspezifischer Faktoren für die Begründung abweichenden Verhaltens wurde ermöglicht, ursächliche Bedingungen desselben auch auf der Ebene von Theorien sozialen Handelns erklärbar zu machen.

4.5. Zusammenfassung

Anhand der Labeling-Perspektive (Kontrollparadigma) können Wirkungszusammenhänge in der Entstehung von abweichendem Verhalten ohne substantialisierende Konstrukte erklärt werden. Sie untersucht, wie durch Prozesse der Wahrnehmung und Interpretation beim Individuum Verhaltensabweichungen konstituiert werden können. Es wird davon ausgegangen, dass die soziale Wirklichkeit gesellschaftlich determiniert ist. Dementsprechend werden problemhafte Handlungen, denen soziale Bedeutung attribuiert wird, nicht aus sich heraus entstehend betrachtet, sondern als gesellschaftsabhängige Definitions- und Sinngebungsprozesse. Abweichendes Verhalten wird also nicht auf der Basis von dem Individuum innewohnenden Eigenschaften erklärt, sondern ist definiert als das Resultat von Interaktionen zwischen Individuen, die Handlungen begehen und auf Handlungen reagieren.

Die theoretischen Implikationen der Labeling-Perspektive können anhand von Kriterien der Formalisierung und Generalisierung, sowie durch den Anspruch auf formale Theoriequalitäten in ihrer Gültigkeit relativiert werden. Ihre dominierende Tendenz zum Phänomenalismus erschwert es, Gesetzmässigkeiten von alltäglichen Interaktionen und eine präzise begriffliche Rekonstruktion der Entstehung von abweichendem Verhalten vorzunehmen. Das Erklärungspotential für individuum-zentrierte aetiologische Faktoren von abweichendem Verhalten ist eingeschränkt. Auch können strukturelle Rahmenbedingungen von übergeordneten sozialen Bezugssystemen nur indirekt erfasst werden. Die Labeling-Perspektive beschränkt sich auf eine sozialpsychologisch bearbeitbare Fragestellung, welche individualpsychologische und soziologische Komponenten nicht ausreichend subsummiert. Sie eignet sich aber zur Aufdeckung und Kritik der Unzulänglichkeiten struktur-funktionalistischer Erklärungsansätze abweichenden Verhaltens, indem sie die Entstehung und Beurteilung von individuellen abnormen Verhaltensweisen auch in Abhängigkeit zum sozialen Kontext erklären kann.

5. Sozialisation in kritisch-interaktionistischer Perspektive

5.1. Einleitung

Der kritisch-interaktionistische Erklärungsansatz wurde im deutschsprachigen Raum durch die Arbeiten über den Symbolischen Interaktionismus insbesondere MEAD'scher Prägung von HABERMAS (1968) stark beeinflusst und ist durch KRAPPMANN (1971) weiter verarbeitet worden. Die Weiterentwicklung vom funktionalen zum interaktionistischen Rollenmodell basiert auf der Kritik der konformistischen Rollenkonzeption, welche ja in den vorangehenden Kapiteln ausführlich dargestellt wurde und die davon ausgeht, dass Normen, Werte und Verhaltensweisen, die eine Rolle vom Rollenträger verlangt, mit seinen Erwartungen an die Rolle identisch sind. Der kritisch-interaktionistische Typus Sozialisationstheorie versucht das Spannungsverhältnis zwischen Sozialität und Individualität zu erklären, ohne dieses zugunsten eines der beiden Extreme zu ignorieren (HAEBERLIN, 1978, S. 732). Es wird angenommen, dass man in der Realität nicht von einer Kongruenz zwischen Rollendefinition und -interpretation ausgehen kann, was dann auch zur Folge hat, dass die Rollenträger oft eine aktive Interpretationsleistung vollbringen müssen, um einen Konsens zu finden. Der Spielraum zwischen Individuum und Rolle, welcher im Extremfall von völliger Übereinstimmung zwischen Rolle und Rollenerwartung bis zur totalen Divergenz gehen kann, bildet somit eine wesentliche Voraussetzung für die Erklärung von Sozialisation und Identität. Im folgenden werden die Grundzüge kritisch-interaktionistischer Erklärungsansätze dargestellt und in Anlehnung an die Kritik funktionalistischer Sozialisationstheorien diskutiert.

5.2. Der interaktionistische Rollenbegriff

Bis anhin konnte gezeigt werden, dass das Rollenverhalten nicht dadurch erklärt werden kann, dass dem Rollenträger in jeder Interaktionssituation präzise und eindeutig definierte Rollen vorgegeben sind und dass dieser dementsprechend die an

ihn gerichteten Erwartungen auch nicht eindeutig wahrnehmen und erfüllen kann. Diesem Umstand trägt der interaktionistische Rollenbegriff Rechnung, in dem er berücksichtigt, dass es in realen Situationen eine Vielzahl möglicher Rolleninterpretationen und auch viele inkonsistente und divergierende Rollen gibt, bei welchen ein Rollenträger als Orientierungshilfe subjektive Interpretationen für die an ihn gerichteten Erwartungen machen muss (MUELLER, 1977, S. 64). Erfolgreiches Rollenhandeln fordert dementsprechend nicht nur die Uebernahme der bestehenden Erwartungen, sondern auch eine aktive Interpretation der Rollennormen in der gegebenen Handlungssituation (MEAD, 1973). Gegen die identische Interpretationsweise zweier Akteure sowie gegen die Reziprozität der Rollenerwartung und somit auch gegen die wechselseitige volle Befriedigung der Bedürfnisse, wie dies funktionale Theorien implizieren, sprechen auch unsere alltäglichen Erfahrungen, welche uns zeigen, dass auf Grund unterschiedlicher Biographien und Handlungsintensionen und so weiter prinzipiell kein voller Austausch der Interaktionspartner hinsichtlich der Definition der Situation und der verbindlichen Rollennormen möglich ist. Da also im Normalfall keine Kongruenz zwischen den Rolleninterpretationen der Interaktionspartner besteht, muss jeweils ein vorläufiger, kompromisshafter Konsens "ausgehandelt" werden (KRAPPMANN, 1971, S. 150). Dies hat zur Folge, dass die Akteure in der Lage sein müssen, auftretende Erwartungsdifferenzen zu ertragen und somit auch Differenzen auf der Ebene der Bedürfnisbefriedigung. Dies setzt gemäss dem interaktionistischen Rollenverständnis voraus, dass die Interaktionspartner die ihnen nahe gebrachten Erwartungen registrieren, jedoch in ihrer Rollenpräsentation zugleich deutlich machen können, dass sie unter diese Erwartungen nicht voll subsummierbar sind. Die einzelnen Akteure nehmen sich also die Freiheit heraus, sich teilweise den Anforderungen der Rolle zu entziehen, das heisst sie modifizieren deren Inhalt und legen diesen Umstand der Interaktion zu Grunde. Diese Vorgänge, welche die Reflexion des Individuums voraussetzen, ermöglichen ihm aber auch, sich als unverwechselbares

Selbst zu präsentieren. Die Interaktionspartner müssen also über die Fähigkeit verfügen, konfligierende Erwartungen in Folge eines unvollständigen Konsensus betreffend der Definition der anzuwendenden Rollenvorschriften zu ertragen und in ihre Handlungsstrategie einzubeziehen (KRAPPMANN, 1971, S. 170 ff).

5.3. Soziale Interaktion

Unter dem Begriff "Interaktion" versteht man allgemein soziales Handeln von mindestens zwei Personen und deren wechselseitige Beeinflussung. Nach KOHLI (1973) kann jede Interaktion als Sozialisation aufgefasst werden, sofern sie zum Lernen von Anforderungen bestimmter sozialer Positionen beiträgt. Interaktionen können sich sowohl zwischen Individuen als auch innerhalb von und zwischen Gruppen abspielen. MEAD (1973) geht davon aus, dass die soziale Interaktion der Menschen durch einen Prozess ermöglicht wird, in welchem das Individuum von sich aus betrachtet die Handlungsabsicht des andern bestimmt und auf dieser Basis seine Handlungsweise als Antwort gibt. Diese Annahme impliziert, dass Individuen ihre Handlungen gegenseitig interpretieren und definieren müssen und somit nicht direkt auf die Handlungen des Partners reagieren. Demzufolge stehen zwei Akteure in einer Beziehung von Subjekt zu Subjekt zueinander. Im Rahmen von Sozialisationsprozessen lernt ein Akteur mit der Zeit, basierend auf vergangenen Erfahrungen, welche Reaktionen bei seinen Interaktionspartnern bei einem bestimmten Verhalten zu erwarten sind. Geht ein Akteur von der Voraussetzung aus, dass das Verhalten eine gewisse Konsistenz aufweisen wird, dann erwartet er auch, dass sein Interaktionspartner eine bestimmte Rolle spielt. Dementsprechend attestiert er ihm eine subjektiv bestimmte Rolle. BAUTZ (1975) weist darauf hin, dass die oben beschriebene Erwartungshaltung die Tendenz begründet, das Verhalten anderer in bestimmten Mustern wahrzunehmen (Uebersetzung von Erscheinungsbildern in Rollen). Innerhalb von Sozialisationsprozessen kann der Sozialisationsagent den Sozialisanden (Interaktionspartner) auf der Austauschebene bewusst beeinflussen. Besagte Beeinflussung, welche auch kontrollierbar ist, findet beispielsweise

weise im Erziehungsprozess anfänglich primär einseitig statt. Mit zunehmender sozialer Reife des Sozialisanden erreicht dieser normalerweise immer mehr die Möglichkeit, ein äquivalenter Interaktionspartner zu werden. Somit wird die Voraussetzung zu einem ausgeglichenen Verhandlungs- und Austauschverhalten geschaffen. Die Stabilität der menschlichen Interaktion ohne äusseren Zwang basiert normalerweise dementsprechend auf einem relativen Gleichgewicht zwischen Autonomie und Fremdbestimmung. MEAD (1973) weist darauf hin, dass für eine geregelte Interaktion in der Gruppe ein minimaler Konsens nötig ist, damit interagierende Individuen gleiches Rollenverhalten ähnlich interpretieren. Ein Akteur ist unter anderem dann in der Lage, in verschiedenen Situationen konsistent zu handeln, wenn diese in Übereinstimmung stehen mit einem generalisierten Set von Erwartungen und Definitionen, die er internalisiert hat, und wenn er diese interpretieren und in die Interaktion miteinbeziehen kann.

IRLE (1975) definiert soziale Interaktion als die gegenseitige Einflussnahme auf Aktivitäten von zwei oder mehreren Interaktionspartnern, das heisst die Aktionen einer Person (P_1) affizieren die Aktionen einer andern Person (P_2) wie auch Aktionen von P_1 durch Aktionen der Person (P_2) affiziert werden (wechselseitige Beeinflussung).

P_1 und P_2 verfügen über ein spezifisches Verhaltens-Repertoire, das sie in eine soziale Beziehung ("Sequenz sozialer Interaktionen in Raum und Zeit") mitbringen (ebd., 1975, S. 399). Die Handlungen von P_1 und P_2 finden dementsprechend gleichzeitig und am gleichen Ort statt, sodass es zu gegenseitigen Beeinträchtigungen und/oder Förderungen kommen kann, vor allem bezüglich der Qualität der Ergebnisse. P_1 und P_2 müssen über Interaktionssequenzen verhandeln und etablieren so einen Austausch von gegenseitigen Beeinträchtigungen und/oder Förderungen. Dieser Austausch ist abhängig von exogenen und endogenen Faktoren, das heisst von den spezifischen Dispositionen der einzelnen Interaktionspartner, sowie deren sozialer Umgebung. Auch bei KOHLI (1973) ist Sozialisation als soziale Interaktion kein einseitiger Anpassungsvorgang, bei dem sich die Soziali-

sanden nahtlos in die bestehenden sozialen Strukturen einfügen. So ist es zum Beispiel möglich, dass Sozialisanden in einem relativ autonomen Sozialisationssystem Qualifikationen erwerben, welche mit von der Gesellschaft verlangten Zielpositionen divergieren. Abweichungen können aber auch in "normalen" gesellschaftlichen Verhältnissen durch individuelle Rollenwahrnehmung und -interpretationen entstehen. MUELLER (1977) bezeichnet gerade den Spielraum (Befriedigung in der Rolle, Interpretation der Rolle, Verinnerlichung von Normen und Werten) zwischen Individuum und Rolle als entscheidend für die Erklärung von Sozialisationsprozessen (ebd., S. 70). Der Begriff Spielraum weist auf eine flexible Rollenhandhabung von Sozialisationsagenten und Sozialisanden und ermöglicht auch das Interdependenzverhältnis zwischen ihnen im Sozialisationsprozess zu erfassen.

5.4. Symbolischer Interaktionismus

Unter dem Begriff des "Symbolischen Interaktionismus", welcher auf den Grundlagen der Lehre von den symbolischen Interaktionen von MEAD (1973) aufbaut, lassen sich verschiedene sozialpsychologische und sozialphilosophische Theorien einordnen, die nicht a priori als einheitliche Konzeption zu identifizieren sind. Sie alle versuchen jedoch individuelles Verhalten auf Grund der Beziehungen zwischen den Menschen in einem sozialen Kontext zu interpretieren und in einen sinnvollen Zusammenhang zu setzen. Innerhalb des Symbolischen Interaktionismus wird soziales Verhalten von Individuen gegenüber Personen und Dingen generell auf der Grundlage von Symbolen behandelt. Es wird davon ausgegangen, dass für den Ablauf sozialer Handlungen Symbole verwendet werden müssen, welche für alle Interaktionspartner eine gemeinsame Bedeutung haben, die aber in interpretativen Prozessen auch abgeändert werden können. Diese Symbole können sowohl verbaler Art (Sprachsymbole) als auch nonverbaler Art (Handzeichen, Gesten, Mimik und so weiter) sein. Der Symbolische Interaktionismus betont also die Bedeutung von Symbolen, im wesentlichen von Wörtern, in sozialen Handlungssystemen (DORSCH, 1976, S. 595). Wörter können als Reize definiert werden, die andere Reize, welche Reaktionen auslösen, ersetzen können und dadurch selbst

die Eigenschaft erlangen, Reaktionen auszulösen. Im Gegensatz zum tierischen Verhalten, welches durch Reize ausgelöst wird, die der artspezifischen Instinktstruktur entsprechen, basiert die menschliche Kommunikation auf kulturell bedingten Bedeutungen, Werten und Normen, welche auch historischen Wandlungen unterliegen. Da die Bedeutungen nicht angeboren sind, müssen diese im Rahmen von Sozialisationsprozessen erworben werden. Dementsprechend kann zwischen "natürlicher" und "symbolischer" Kommunikation differenziert werden. In der letzteren wird die Bedeutung nicht vom Körper "diktiert", auch wenn sie auf ihn bezogen bleibt, er ist ein Substrat.

Der Sozialisand lernt im Rahmen der primären Sprachsozialisation Symbole des familialen Interaktionssystems. Die Realität im Sinne der direkten Sichtbarkeit wird also erweitert durch die Dimension der Interpretation der Realität auf symbolischer Ebene (abstrakt). Somit ist die "Gesellschaft" nicht nur die einzelnen Personen, die man kennt, sondern sie kommt ins Bewusstsein des Individuums als symbolisch erzeugte Beziehung zwischen Gesellschaft, Ich und Realität. Theorien des Symbolischen Interaktionismus liegen nach HAEBERLIN (1978) folgende drei Annahmen zu Grunde:

- "Für das Handeln zwischen Menschen in einer sozialen Gruppe werden Symbole verwendet.
- Was der einzelne Mensch über seine biologische Existenz hinaus ist, ist er nur innerhalb einer sozialen Bezugsgruppe.
- Die aktuell stattfindenden Handlungen zwischen Menschen sind das Ergebnis von einer Kette früherer Ereignisse." (Ebd., S. 17 f).

Die Theorie des Symbolischen Interaktionismus befasst sich also mit Fragestellungen, welche auch im Rahmen psychotherapeutischer Konzepte relevant sind, wie zum Beispiel: Wie werden Bedeutungszuschreibungen von bestehenden Gegenständen und Situationen auf der Verhaltensebene interpretierbar? Wie entstehen zwischenmenschliche Ereignisse aus der speziellen Dynamik des jeweiligen Interaktionssystems? Ist das Verhalten

einer Person anderen gegenüber auf dem Hintergrund früherer Erlebnisse interpretierbar?

Am Beispiel der Bedeutung der Lebensgeschichte (Biographie) wird ersichtlich, dass Theorien des Symbolischen Interaktionismus und der Psychoanalyse zueinander in Bezug gesetzt werden können (BECK, 1975, S. 83). Die Theorien des Symbolischen Interaktionismus gehen wie die psychoanalytischen Ansätze davon aus, dass der Mensch nicht "vergisst". Während man in der Psychoanalyse die aus der Sprache ausgeschlossenen und daher vorerst unverständlichen Interaktionsformen zu erfassen versucht, werden im Symbolischen Interaktionismus sprachlich artikulierbare alte Bedeutungen in der aktuellen Situation aktiviert. Durch die biographische Perspektive wird es möglich, das soziale Handeln nicht nur aus der Situation hinaus zu verstehen (BECK, 1975, S. 82).

Menschliches Verhalten lässt sich also in beiden Theorieansätzen auch als das Ergebnis der jeweiligen Lebensgeschichte begründen, welche durch die interaktiv-kommunikativen Erfahrungen massgeblich geprägt wird. Die Forschungsinteressen der beiden wissenschaftlichen Richtungen sind jedoch unterschiedlich akzentuiert. Während beim Symbolischen Interaktionismus diejenigen Erfahrungen im Vordergrund stehen, welche in bewussten Lernprozessen gemacht wurden, sind es in der Psychoanalyse gerade die unbewusst erworbenen oder aus dem Bewusstsein verdrängten Erfahrungen, die im Zentrum des Interessens stehen.

Die Theorien des Symbolischen Interaktionismus begründen jedoch nicht ein wissenschaftliches System, indem objektiv überprüfbare Hypothesen bearbeitet werden, wie dies zum Beispiel in den Naturwissenschaften der Fall ist (vergl. auch Kap. II.2.). Somit eignen sie sich auch besser zur Interpretation von alltäglichen Einzelfallbeispielen als zur Verwendung breit angelegter empirischer Untersuchungen (HARBERLIN, 1978, S.17). Theorien des Symbolischen Interaktionismus unterscheiden sich dementsprechend von jenen der wissenschaftlichen Psychologie, welche nur einen Erkenntnisprozess gelten lassen, der sich

methodisch am Vorbild der exakten Naturwissenschaften orientiert.

5.5. Vorzüge kritisch-interaktionistischer Erklärungsansätze

Im Gegensatz zu struktur-funktionalistischen Theorien implizieren kritisch-interaktionistische Erklärungsansätze folgende Punkte, welche auf Grund der Kritik am konformistischen Rollenkonzept als Erweiterung des Erklärungspotentials betrachtet werden können:

- Es wird nicht eine Kongruenz zwischen gesellschaftlichen Rollenerwartungen (Normen, Werte, Verhaltensweisen) und den Erwartungen des Rollenträgers vorausgesetzt;
- es besteht nicht a priori eine Übereinstimmung zwischen Rollendefinition und Rolleninterpretation;
- es können auch individuelle Bedürfnisse in der Rollenausübung berücksichtigt werden;
- die unreflektierte Integration des Individuums in ein System wird negiert (relative Autonomie des Subjekts);
- Interaktionskonflikte können im gegebenen sozialen Umfeld in ihrer Entstehungsstruktur erfasst werden.

Im Rahmen der Weiterentwicklung vom funktionalen zum interaktionistischen Rollenbegriff wird es auch möglich, Rollenkonflikte auf der Ebene von Interaktionen zwischen Individuen zu beschreiben. In interaktionistischen Theorien stehen nicht mehr die Funktionalität des Systems auf der Basis der vorbehaltlosen Integration des Individuums in gesellschaftlich definierte Rollen, sondern mehr individuelle Aspekte im Vordergrund. Es wird also vermehrt auch der subjektive Sinn individuellen Handelns auf dem Hintergrund objektivierbarer Zusammenhänge (dialektisches Prinzip) problematisiert. Somit können auch Rollenmodifikationen und -abweichungen in der gegebenen Situation erklärt werden. Dies bedeutet gegenüber dem Gleichgewichtssystem im Sinne der Komplementarität von PARSONS (1961) eine Erweiterung, da nach diesem ein Handlungssystem nur dann funktioniert, wenn die Rollenträger die verlangten normativen Anforderungen der Rolle zur Belohnung beziehungsweise Minimalisierung der Strafe vollständig erfüllen. Im Gegensatz zum

struktur-funktionalistischen Ansatz, welcher Konflikte nicht differenziert erklären kann, und sie als soziale oder pathologische Ausnahmefälle definiert, ermöglichen kritisch-interaktionistische Ansätze also eine Erklärung abweichenden Verhaltens aus der sozialen Interaktion heraus (vergl. auch BECK, 1975, S. 44). Dimensionen der Macht, des Einflusses und der Interessen für die Konstitution der gesellschaftlichen Wirklichkeit sowie gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge, auch bezüglich der Verankerung der Rollen beziehungsweise sozialstrukturell bedingte Konflikte, können jedoch nicht erfasst werden. Dementsprechend kann das interaktionistische Konzept nicht als Kategorie für eine Theorie der Gesellschaft verwendet werden. Es eignet sich aber gut für die Untersuchung von Sozialisationsprozessen auf Gruppenebene, auf welcher im folgenden auch die Identität begründet wird.

5.6. Zusammenfassung

Anhand des kritisch-interaktionistischen Rollenmodells ist es möglich, Sozialisationsprozesse im Sinne zwischenmenschlichen Geschehens, wie es im Alltagsleben vorkommt, auf Gruppenebene zu interpretieren. Gesamtgesellschaftliche Probleme und damit verbundene Ursachen der Verankerung von Rollen im Gesellschaftssystem können jedoch nicht erfasst werden. Es wird davon ausgegangen, dass Rollendefinition und -interpretation nicht a priori kongruent sind und somit Konflikte entstehen können. Dementsprechend müssen seitens der Interaktionspartner Reflexionsprozesse gemacht werden, um in sozialen Handlungssituationen einen Konsens zu finden. In realen Situationen muss normalerweise ein relatives Gleichgewicht zwischen Individualität und Fremdbestimmung hergestellt werden.

6. Identität in kritisch-interaktionistischer Perspektive

6.1. Einleitung

Die Frage nach der "Identität" stellt sich im Verlauf des menschlichen Lebens insbesondere dann, wenn man unter Konflikten verschiedenster Art leidet. Wir stellen uns dann Fragen,

die unsere Person in Bezug zur sozialen Umwelt betreffen, wie zum Beispiel: "Wozu bin ich in dieser Welt?" oder "weshalb reagieren die Mitmenschen so sonderbar auf mich?". HAEBERLIN (1978) definiert "Identität" wie folgt: "Unter der Identität eines Menschen verstehen wir dessen Möglichkeiten, das eigene Leben als zusammenhängendes Ganzes zu gestalten und die eigenen Verhaltensweisen als sinnvoll zusammenhängend zu erfahren." (Ebd., S. 9). Wichtig an dieser Definition ist die Betonung der Kontinuität und Individualität im sozialen Handeln. Im Zusammenhang mit der Individualität im Rahmen von Sozialisationsprozessen stellt sich auch die Frage nach der Selbstbestimmung beziehungsweise Fremdbestimmung eines Individuums (HAEBERLIN, 1978, S. 728 ff). Sowohl die These, dass die Identität einer Person das Produkt der Verinnerlichung von gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen ist, als auch die Annahme, dass die Identität einer Person im Sinne der selbständigen Bestimmung des eigenen Denkens, Fühlens und Handelns zur Befreiung von den gesellschaftlichen Normen zu verstehen ist, sind in ihrer Einseitigkeit zu wenig differenziert. Demzufolge ist es wesentlich, sowohl den personalen als auch den sozialen Aspekt der Identität unter Bezugnahme der reflexiven Möglichkeiten des Individuums zu berücksichtigen. Ausgehend von verschiedenen Arbeiten zur interaktionistischen Rollentheorie, welche in den USA (GOFFMAN, 1967, 1972, MEAD, 1973) und in der BRD (HABERMAS, 1968, KRAPPMANN, 1971) verfasst worden sind, soll im folgenden die Identitätsbildung in individueller und sozialer Abhängigkeit erklärt werden. Gemäss den oben erwähnten Autoren muss ein solches Identitätskonzept sowohl die Anpassung des Einzelnen an vorgegebene Rollenvorschriften, als auch die Genese und Darstellung der unverwechselbaren Individualität beinhalten. Sozialisation kann dann nicht mehr wie bei PARSONS (Vergl. Kap. II.3.) als vorbehaltlose Integration des Individuums in die Gesellschaft definiert werden. Vielmehr steht nun die Frage im Vordergrund, wie ein Individuum in seinem Verhalten eine angemessene Balance zwischen der Erfüllung von fremdgesteuerten Verhaltenserwartungen und dem Ausdruck seiner in

diesen sozialen Erwartungen nur teilweise erhaltenen individuellen Besonderheiten herstellen kann. Um dies zu beantworten, werden im folgenden die Identitätsbegriffe von MEAD, GOFFMAN und KRAPPMANN im Hinblick auf die Begründung einer Identitätsdefinition einzeln vorgestellt.

6.2. Der Identitätsbegriff *von MEAD

Der Ausgangspunkt des MEAD'schen (1973) Identitätskonzeptes bildet die Dialektik von gesellschaftlich strukturierter und individuell zu interpretierender, das heisst von objektiver und subjektiver Wirklichkeit in Interaktionssituationen. Seine (ebd., 1973) "Sozialpsychologie der Persönlichkeit" (BECK, 1975, S. 47) basiert darauf, dass ein Individuum in sozialkommunikativen Prozessen die Fähigkeit erreicht, sich selbst zugleich Subjekt und Objekt zu sein (MEAD, 1973, S.180). Die Identität bildet sich nach MEAD (1973) im Individuum nur durch die Beziehung mit sozialen Gruppen (individual und sozial determinierte Interaktions- und Kommunikationsprozesse). Das zentrale Charakteristikum seines Identitätsbegriffs ist die Möglichkeit zur Reflexion (HAEBERLIN, 1978, S. 19). MEAD (1973), differenziert zwischen bewusster und nicht-bewusster Identität. Erstere setzt ein Nachdenken (Reflexion) über sich selbst voraus, während bei zweiterer das Verhalten ohne Wissen der Person auf übernommenen Gewohnheiten basiert. Das Identitätsbewusstsein wird mit Hilfe der erworbenen Sprache beziehungsweise durch die Reflexion erreicht. Das Eigentümliche ist, dass das Nachdenken über sich selbst und die dadurch mögliche Bewusstwerdung von Identität in Form von Kategorien geschieht, welche ihrerseits im sozialen Prozess der Kommunikation erworben werden. Die bewusste Identität steht also in Abhängigkeit zur sozialen Umwelt. Somit ist es auch naheliegend, dass Identitätskrisen entstehen können, wenn ein Individuum in ein Sozialisationssystem eintritt, in dem Prozesse der Kommunikation mit bis anhin erfahrenen nicht mehr kongruent sind.

Die Sprache als wichtigstes Symbolsystem ist in dem Masse sozial, als sie ein System von geteilten Bedeutungen (Signi-

* Deutsche Rezeption des MEAD'schen Begriffes "Self"

fikanz) repräsentiert (STRYKER, 1970, S. 54). Ein Verhalten (verbal oder nonverbal) wird dann zu einem signifikanten Symbol, wenn ein Akteur die Reaktionen anderer Personen auf Grund von Symbolen vorwegnehmen und dadurch den Handlungsablauf innerlich vorstrukturieren kann (MEAD, 1973, S. 86). Eine Kommunikation verläuft dementsprechend optimal, wenn die andern Personen auf das Verhalten eines Akteurs so reagieren, wie dieser es sich vorgestellt hat. Es wird also ersichtlich, dass, ausgehend von der Verhaltensantizipation, der Faktor Verhaltenserwartung eine Bedeutung hat. Die Antizipation steht wiederum in Abhängigkeit zur Symbolinterpretation als reflexiver Prozess. MEAD (1973) geht von einem idealtypischen Interaktionsmodell aus, interaktiv-kommunikative Konflikte können jedoch nicht erklärt werden (vergleiche dazu KRAPP-MANN, 1971). Der Schritt von der nicht-bewussten zur bewussten Identität lässt sich als eine primär kognitive Leistung beschreiben. Trotz der Möglichkeit zur Erreichung der bewussten Identität kann nie eine vollkommene "Autonomie" erreicht werden, da das Identitäts-Bewusstsein nach MEAD (1973) durch Kategorien ermöglicht wird, welche im sozialen Umgang über das Medium der Sprache erworben werden. Den Widerspruch zwischen selbstgesteuertem Handeln und sozialer Determination konnte er (ebd., 1973) durch die Unterteilung der Identität in die Aspekte "I" und "me" lösen. Das "me" (gemeinsamer Repräsentant der Gesellschaft in allen Individuen) definiert eine Person als ein Wesen, dass von Konventionen und Gewohnheiten bestimmt wird, während das "I" (unbestimmt, lässt sich nicht vorhersagen) die Individualität als einmalige Form einer Person, auf ihre eigene soziale Situation zu reagieren, beschreibt. Das "me" steckt den Rahmen ab, in dem das "I" sich äussern kann. Einerseits erlegt das "me" dem "I" Einschränkungen auf, andererseits gibt es ihm aber die Möglichkeit sich verständlich auszudrücken (MEAD, 1968, S. 254).

6.3. Der Identitätsbegriff von GOFFMAN

GOFFMAN's sozialpsychologische Publikationen behandeln Identitätsprobleme von Personen, die in Folge eines von der Normalität abweichenden Merkmals zum Objekt gesellschaftlicher

Vorurteile werden. Sein Begriff der Identität, welcher sich zur Analyse von Identitätsstörungen sehr gut eignet, hat folgende drei Dimensionen: Soziale Identität, persönliche Identität und Ich-Identität.

Unter der sozialen Identität versteht GOFFMAN (1967) die Attribuierung von Eigenschaften und Merkmalen seitens der Interaktionspartner an ein Individuum. Die soziale Identität einer Person entspricht also ihrer Typisierung auf Grund von Merkmalszuschreibungen durch die sozialen Bezugspersonen.

Die persönliche Identität umfasst die Eigenschaften einer Person, welche sie als einmalig identifizierbar machen. So enthält zum Beispiel die Biographie einer Person eine einmalige Kombination von Daten.

Die Ich-Identität subsumiert das subjektive Empfinden über die eigene Situation sowie subjektive reflexive Prozesse. (GOFFMAN, 1967, S. 132).

Anhand der sozialen und persönlichen Identität lässt sich eine Person so erfassen, wie sie von den sozialen Bezugspersonen wahrgenommen und definiert wird. Durch den Begriff der "Sozialen Identität" wird es möglich, die Stigmatisierung zu betrachten, während mittels der persönlichen Identität eine Betrachtung der individuellen Informationskontrolle im Sinne der "Identitätspolitik" als Stigma-Management möglich ist (GOFFMAN, 1967, S. 133). Er hat also folgenden Ausgangspunkt: Wenn eine Person innerhalb einer Kategorie von vergleichbaren Personen über Eigenschaften (Merkmale) verfügt, die sich stark von denen anderer Personen unterscheiden, so können diese Merkmale zu einem Stigma werden, wenn sie sich in Interaktionsprozessen als abweichendes Attribut definieren lassen. Um den Stigmatisierungsprozess erklären zu können, differenziert GOFFMAN (1967) zwischen aktueller und virtueller sozialer Identität.

Unter dem Begriff "aktuelle soziale Identität" versteht er die Typisierung einer Person auf Grund von Attributen, welche leicht nachweisbar sind, während er die "virtuelle soziale Identität" als die Typisierung einer Person auf Grund von Attri-

buten, welche nur vermutet werden können, bezeichnet. Personen, welche annehmen müssen, dass Gruppenmitglieder über ihr nachgewiesenes Stigma orientiert sind, werden als "Diskreditierte" bezeichnet. Ihr Verhalten lässt sich als Reaktion auf die psychische Spannung durch die Stigmatisierung erklären (Identitätspolitik oder Einflussnahme einer Person auf die Information über sich selbst). "Diskreditierbare" sind Personen, welche annehmen können, dass ihr Stigma den Mitgliedern der sozialen Bezugsgruppe nicht bekannt ist. Sie sind in ihrem Verhalten stark geprägt durch das Management der Information über das nicht nachgewiesene Stigma (GOFFMAN, 1967, S. 56 ff).

6.4. Der Identitätsbegriff von KRAPPMANN

KRAPPMANN (1971) geht davon aus, dass eine Person ihre unbeschädigte Identität in jeder Interaktionssituation wieder neu behaupten muss. Die von jedem Interaktionspartner zu erbringende Leistung, zwischen angetragenen und akzeptierten Identitäten einen Ausgleich zu finden, lässt sich in Anlehnung an KRAPPMANN (1971, S. 70 ff) als Identitätsbalance bezeichnen. Die Identitätsdarstellung setzt voraus, dass die eigene Identität mit angemessenen Mitteln den andern präsentiert werden kann. In der aktuellen Interaktionssituation wird die Identität in dem Sinn relativiert, dass die bisherigen Sozialisations-erfahrungen unter den Bedingungen der aktuellen Kommunikation verarbeitet werden müssen. Eine Schwierigkeit bietet der Umstand, dass die Vorstellungen über die Bedeutung von Symbolen bei Interaktionspartnern verschieden und widersprüchlich sein können. Die Aufrechterhaltung der unbeschädigten Identität ist abhängig vom flexiblen Rollenumgang, welcher eine Voraussetzung bildet, um in gegebenen Interaktionen ein Gleichgewicht zwischen sozialen Konformitätserwartungen und der Darstellung seiner Individualität zu erreichen. Dementsprechend besteht die Aufgabe der Sozialisation darin, dass das Individuum in diesem sozialen Prozess folgende identitätsfördernden Fähigkeiten, welche HABERMAS (1968) als die "Grundqualifikationen des Rollenhandelns" bezeichnet, erwirbt: Rollendistanz,

Empathie und Ambivalenztoleranz. Neben diesen Fähigkeiten muss das Individuum seine Identität auch verbal präsentieren können.

Die Fähigkeit zur Rollendistanz erfordert, dass eine Person die an sie gerichteten Erwartungen und Normen zum Gegenstand der Reflexion machen und sie auch modifizieren kann, so dass die gewünschte Interaktion noch möglich ist. Das Individuum muss sich relativ autonom verhalten, indem es sich nicht den äusseren Zwängen total unterordnet und die Rollenerwartungen sowohl nach seinen Interessen als auch nach der gegebenen sozialen Wirklichkeit differenziert.

Die Fähigkeit zur Empathie ("role taking") setzt die Möglichkeit einer Person voraus, sich gedanklich in die Rolle des Interaktionspartners zu versetzen, sodass sie deren Bedürfnisse, Erwartungen und so weiter erfassen kann.

Die Fähigkeit zur Ambivalenztoleranz ermöglicht einer Person das Gefühl der Spannung, welches in Folge divergierender Bedürfnisse und Erwartungen entsteht, zu ertragen, zu verarbeiten und so eine Einigung zu erzielen.

Die Identitätsdarstellung als die Fähigkeit einer Person, ihre Identität in die Interaktion einzubringen, erfordert nach KRAPPMANN (1971) die Erfüllung folgender Bedingungen vom Individuum: "Es soll divergierende Erwartungen in seinem Auftreten berücksichtigen und dennoch Konsistenz und Kontinuität behaupten. Es soll einem vorläufigen Konsens über die Interpretation zustimmen, aber seine Vorbehalte gleichfalls deutlich machen. Es soll sich um gemeinsame, eindeutige Handlungsorientierungen durch eine identifizierbare Präsentation seiner eigenen Erwartungen bemühen und zugleich anzeigen, dass vollständige Übereinstimmung gar nicht denkbar ist." (KRAPPMANN, 1974, S.56).

6.5. Kritische Implikationen

Der Identitätsbegriff von GOFFMAN, welcher sich vor allem für die Analyse von Identitätsstörungen eignet, muss erweitert werden, da er die Lösung von Identitätsproblemen zu sehr als sozial determiniert begründet. Auf Grund der Möglichkeit, ein

Identitätsbewusstsein (MEAD) zu erreichen, kann dem Individuum eine gewisse Autonomie attestiert werden, welche in GOFFMAN's Theorie fehlt.

Im Gegensatz zu GOFFMAN, bei dem die Fragestellung darauf ausgerichtet ist, zu erklären, wie beschädigte Identität von den sozialen Bedingungen aus verstanden werden kann, beschäftigen sich MEAD und KRAPPMANN mit dem Problem der gelungenen Identitätsbildung und -erhaltung. KRAPPMANN erweiterte die Theorie von MEAD in dem Sinne, dass er davon ausgeht, dass die Kommunikation zwischen Menschen nicht widerspruchsfrei ist. Somit müssen die Akteure in widersprüchlichen Interaktionssituationen bestehen und eine angemessene Selbstrepräsentation erreichen, ohne Diskrepanzen und Konflikte zu verleugnen. Mangelnde Ambivalenztoleranz beziehungsweise Rollendistanz und Empathie sind die Ursache von Identitätskonflikten. Ein wesentlicher Punkt für die Kritik an KRAPPMANN's theoretischen Implikationen scheint mir die Behauptung, dass die Identität in jeder Interaktionssituation wieder neu hergestellt oder bestätigt werden muss. Ein Individuum hat viele Bezugs- und Referenzsysteme (z.B. Religion), welche auf seine Identität stabilisierend wirken und nicht in alltägliche Situationen relativiert werden können. Nach RAISER (1971) verkörpert für MEAD die Unterscheidung zwischen "I" und "me" das Prinzip des sozialen Wandels, der sozialen Kontrolle, der Individualität und Sozialität. Mit der Differenzierung zwischen "I" und "me" wird die alte Frage nach dem Verhältnis zwischen gesellschaftlicher Bestimmtheit und Selbstbestimmung des Individuums wieder thematisiert. Es ist jedoch nicht möglich, anhand dieser Begriffsdifferenzierung obige Faktoren zu gewichten. Trotzdem lässt sich die Theorie von MEAD als eine duale Persönlichkeitstheorie bezeichnen, differenziert er doch die soziale Persönlichkeit in einen spontanen und einen von der Gesellschaft übernommenen Teil. Seine Ansätze haben zu einem Identitätskonzept geführt, das psychische und soziale Dimensionen zueinander in Bezug zu setzen vermag.

Bis anhin wurde ersichtlich, dass mit einem Identitätskonzept

anhand des erweiterten Rollenbegriffs kritisch-interaktionistischer Theorien zwar nicht mehr gesamtgesellschaftliche Strukturen erfasst werden können; es ermöglicht aber, Sozialisationsprozesse des Individuums als kritischen Rollenumgang, welcher von sozialen und individuellen Faktoren bestimmt wird, darzustellen. Identität steht also sowohl in Abhängigkeit zu der sprachlichen Vermittlung sozialer Angebote als auch zu der individuellen aber auch soziostrukturellen Möglichkeit zur Balance zwischen individuellen Bedürfnissen und Besonderheiten und sozialen Verhaltenserwartungen (Fremderwartungen). SEEL (1976, S. 115 ff) bezeichnet ein solches interaktionistisches Gleichgewichtskonzept, wie es unter anderem auch von KRAPPMANN (1971) expliziert wurde, als "interdisziplinärer Ansatz", da es den Individuum-zentrierten Ausgangspunkt transzendiert, indem die Schwierigkeiten der Individuen zur Identität bei (zum Teil)uneindeutigen oder divergierenden Normen begründet werden. Somit können anpassungsmechanistische Implikationen relativiert werden, und es besteht auch die Möglichkeit, Rollenkonflikte und individuelle Reflexionsprozesse, wie sie in realen Situationen vorkommen, zu erfassen und zu begründen. Es gilt jedoch einschränkend noch zu erwähnen, dass eine solche Identitätskonzeption insofern idealtypisch ist, als sie von einer relativen Symmetrie der Sozialisationsbeziehungen ausgeht, und dementsprechend repressive Systeme a priori als identitätshemmend beschreibt.

Anhand der Labeling-Perspektive (vergl. Kap. II. 4.) konnte gezeigt werden, dass abweichendes Verhalten und klinisch relevante Konflikte noch allzu oft auf Grund einseitiger Entscheidungen definiert werden. Dies gilt es vor allem im Hinblick auf die Definition und Begründung von Identitätsstörungen zu relativieren.

Als Konsequenz aus der bisherigen Diskussion über rollentheoretische Erklärungsansätze zur Sozialisation und Identität wird letztere im weiteren Verlauf wie folgt definiert:

Identität ist die sprachabhängige Möglichkeit des Individuums in Interaktionen ein Gleichgewicht zwischen fremdgesteuerten

Rollenerwartungen und dem Ausdruck seiner in diesen sozialen Erwartungen nur teilweise enthaltenen individuellen Besonderheiten zu erreichen. Dies setzt eine aktive Interpretation der Rollennormen in der gegebenen Handlungssituation voraus und verlangt, dass das Individuum diese seinen Interaktionspartnern auf kommunikativer Ebene vermitteln kann.

6.6. Zusammenfassung

Identität wird in Theorien des kritischen Interaktionismus auf Grund eines erweiterten Rollenbegriffs anhand von sozialen Interaktionsprozessen erklärt. Es wird davon ausgegangen, dass Rollenerwartungen und die individuellen Bedürfnisse der Rollenträger in realen Interaktionssituationen nicht kongruent sein müssen und, dass die Interaktionspartner im praktischen Handlungskontext, welcher nicht konfliktfrei ist, sich auf kommunikativer Ebene arrangieren müssen, um zu einem für beide Seiten akzeptablen Konsens, als Grundlage für die Identität zu kommen. Es steht also nicht mehr die Funktionalität des Systems im Mittelpunkt der Überlegungen, sondern es geht auch darum, individuelles Verhalten in seinem sozialen Kontext zu begründen, und zwar so, dass es dem Individuum möglich wird ein Gleichgewicht zwischen seinen eigenen Bedürfnissen, seiner Individualität und den fremdgesteuerten Rollenerwartungen zu finden. Die Bildung der sprachabhängigen identitätsfördernden Eigenschaften (Rollendistanz, Empathie, Ambivalenztoleranz, sowie die Fähigkeit zur Identitätsdarstellung) wird auf interaktiv-kommunikativer Ebene primär im familialen Sozialisationssystem geprägt.

7. Sprachliche Sozialisationsprozesse und Identitätsbildung in der Familie

7.1. Einleitung

In diesem Kapitel werden die Zusammenhänge zwischen Sprachsozialisation und sozialer Handlungskompetenz (Grundqualifikationen des Rollenhandelns und verbale Identitätspräsentation)

im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Identität erläutert. Die Bildung der Identität ist an soziale Interaktionen gebunden, welche als symbolisch vermittelte Kommunikation verstanden werden können, das heisst alles Verhalten zwischen zwei oder mehreren Individuen hat dann Bedeutung als Kommunikation. Im folgenden wird nur auf die verbale, also dem Bewusstsein und der Reflexion zugängliche Kommunikation eingetreten. Es soll gezeigt werden, dass die Genese der identitätsfördernden Fähigkeiten von der kommunikativen Kompetenz abhängig ist, müssen doch die Rollen reflektiert und interpretiert, beziehungsweise die Identität auf verbaler Ebene präsentiert werden. Auf die Genese des individuellen Sprachvermögens, welches in entscheidender Weise durch den Verlauf familialer Sozialisationsprozesse geprägt wird und die Basis bildet für die Fähigkeit zur Identität in interaktiv-kommunikativen Prozessen, wird nun im folgenden näher eingegangen.

7.2. Die Familie als primäres Sozialisationssystem

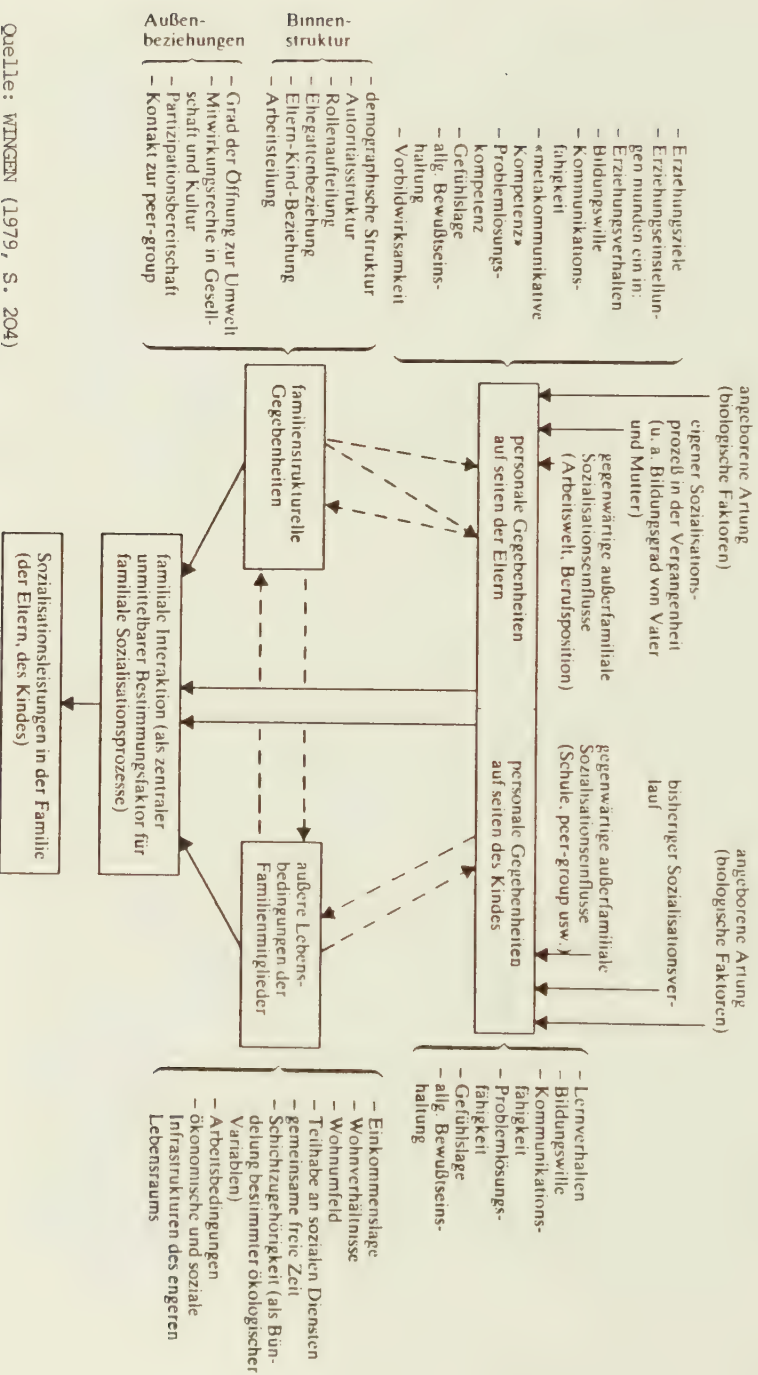
KOENIG (1974, S. 70 ff) geht davon aus, dass die Sozialisation die Zentralfunktion der Familie ist. Auch wenn die Sozialisationskapazität der Kernfamilie durch verschiedene Forschergruppen unterschiedlich beurteilt wird, so ist ihre Bedeutung als primäres Sozialisationssystem wohl unbestritten. Im Zusammenhang mit den anfangs (Kap. I. 1.) erwähnten Spezialisationsfunktionen der modernen Familie darf davon ausgegangen werden, dass Aufzucht und Erziehung der eigenen Kinder den Eltern (Sozialisationsagenten) institutionell explizit aufgetragen und sicher auch unter normalen Umständen als Aufgabe erlebt und wahrgenommen wird. Die Erziehung rückt dann auch nach TYRELL (1979, S. 34) in der bürgerlichen Kultur in den Mittelpunkt des Familienlebens und wird normalerweise mit hoher Bewusstheit und Sensibilität gehandhabt. Die Definition der Familie als gesellschaftliches Subsystem, wie sie in dieser Arbeit vorgenommen wurde, impliziert, dass die familiäre Sozialisation für das Gesellschaftssystem beziehungsweise umgekehrt, von Bedeutung ist (vergl. MUEHLFELD, 1976, S. 58 ff). Bezüglich Komplexität und Differenzierung der Sozialisation

besteht eine Interdependenz zwischen der Familie und ihren umliegenden Sozialsystemen.

Im Rahmen der primären Sozialisation bildet das familiäre Interaktions- und Kommunikationssystem für das Individuum das bedeutendste Bezugssystem, durch welches ihm die Grundformen des sozialen Verhaltens vermittelt werden. Jede Analyse kindlicher Sozialisation muss davon ausgehen, dass der neugeborene Mensch ein hilfloses Wesen ist, dessen Entwicklung zur Persönlichkeit von der sozialen Umgebung abhängt. Durch das Studium des ersten Lebensabschnittes wird es möglich Dispositionen im Sozialisationsablauf zu erfassen, welche die Entfaltung des Sozialisanden zur individuellen Persönlichkeit massgebend beeinflussen (MUEHLFELD, 1976, S. 53 f).

Dieser Vorgang kann in Anlehnung an MUEHLFELD (1976, S. 64) als Sozialisierung bezeichnet werden und lässt sich primär auf der Ebene der Familie anhand von interaktiv-kommunikativen Prozessen beschreiben. Auf Grund des relativ hohen Intimisierungsgrades innerhalb des familialen Sozialisationssystems wird ein hohes Mass an Kommunikationsdichte möglich. In der Familie wird die verbale Sprache als wichtigstes Kommunikationsmittel der Reziprozität jeder zwischenmenschlichen Beziehung entscheidend geprägt. Wenn im folgenden das familiäre Interaktions- und Kommunikationssystem als die bedeutendste Variable für die Identität des Sozialisanden definiert und nicht mehr explizit auf ausserfamiliäre Sozialisationsfaktoren eingegangen wird, bedeutet dies nicht, dass diese für die zu behandelnde Thematik ohne Relevanz ist. Die in Abbildung 4 vorfindbare synoptische Darstellung von WINGEN (1979) zeigt in stark vereinfachter Weise den Wirkungszusammenhang zwischen familieninternen und familienexternen Faktoren im kindlichen Sozialisationsprozess. Eine genaue Bestimmung der extrafamiliären Einflüsse auf die Primärsozialisation, zum Beispiel differenziert nach Sozialschichten, ist beim heutigen Stand der Forschungsstrategien und der theoretischen Reflexion in methodisch gesicherter Form noch nicht möglich (vergl. MUEHLFELD, 1976, S. 91) und wird im folgenden auch nicht berücksichtigt.

Abb. 4: Schematische Darstellung der Wirkungszusammenhänge für den Beitrag der Familie zur Sozialisation des Kindes



Im Zusammenhang mit der Beschreibung der identitätsspezifischen Wirkung der familialen Sozialisation auf Systemebene gilt es die Forschergruppe um WATZLAWICK (1974) in Palo Alto (USA) zu erwähnen. Ihr ist in eindrucklicher Weise die Begründung gelungen, wie das Rollenverhalten der Mitglieder in Abhängigkeit zum Kommunikationssystem der Familie entsteht. Als neues Paradigma lässt sich die auf Grund der Weiterentwicklung der Kommunikationstheorie ermöglichte Erfassung des familialen Sozialisationsfeldes als interaktiv-kommunikatives System, bezeichnen. Dementsprechend können die einzelnen Familienmitglieder als Elemente eines Interaktionskreises, die sich gegenseitig beeinflussen, verstanden werden. WATZLAWICK (1980, S. 24) erwähnt, dass nicht primär das individuelle Verhalten, sondern die Interaktion, und zwar nicht geradlinig verlaufend, sondern in ihrer kreisförmigen Kausalität als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung genommen werden sollte. Er (ebd., S. 25 ff) kritisiert somit auch die Verhaltenswissenschaften, die eine Ursache A direkt einer Wirkung B zuordnen. Es werden bei diesen also trotz der Gleichzeitigkeit der Beobachtung Ursache und Wirkung so behandelt, als würden sich diese in geradliniger Anordnung und in der richtigen Reihenfolge abspielen. In solch linearen Modellen kann die Rückkoppelung von Ereignissen nicht im Kreislauf der gegenseitigen Beeinflussung erklärt werden. Im Gegensatz zur klassischen Individualpsychologie bildet in der "pragmatischen Kommunikationstheorie" von WATZLAWICK et al. (1974, 1980) nicht das Individuum als Monade Gegenstand der Analyse, sondern es werden systemabhängige Interaktionen als gegenseitige, fortlaufende Beeinflussung der Individuen zum Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Fragestellung gemacht. Für diese systemorientierte Betrachtungsweise ist die Beziehung zwischen den Elementen eines Systems wichtiger als die Elemente an sich. WATZLAWICK et al. (1974, 1980) postulieren also analog zur soziologischen Systemtheorie und zu den kybernetischen Modellen der Informationstheorie, dass Kommunikation als Interaktion in einem System verstanden werden kann. Dieser Ansatz bildet jedoch nur eine beschränkte Grundlage für die Erklärung pri-

märer sprachlicher Sozialisationsprozesse und für die Identitätsbildung auf der Ebene von Interaktionssystemen. Seine Anwendbarkeit zur Analyse sprachbedingter Prozesse als Voraussetzung für die Identität gemäss der Definition in Kapitel II. 6.5. ist insofern beschränkt, dass er die Bedeutung subjektiver, biographischer und gesellschaftlicher Komponenten der Kommunikation nicht zu erklären vermag (BRUNNER et al., 1978, S. 70).

7.3. Identitätsbildung als interaktiv - kommunikativer Prozess

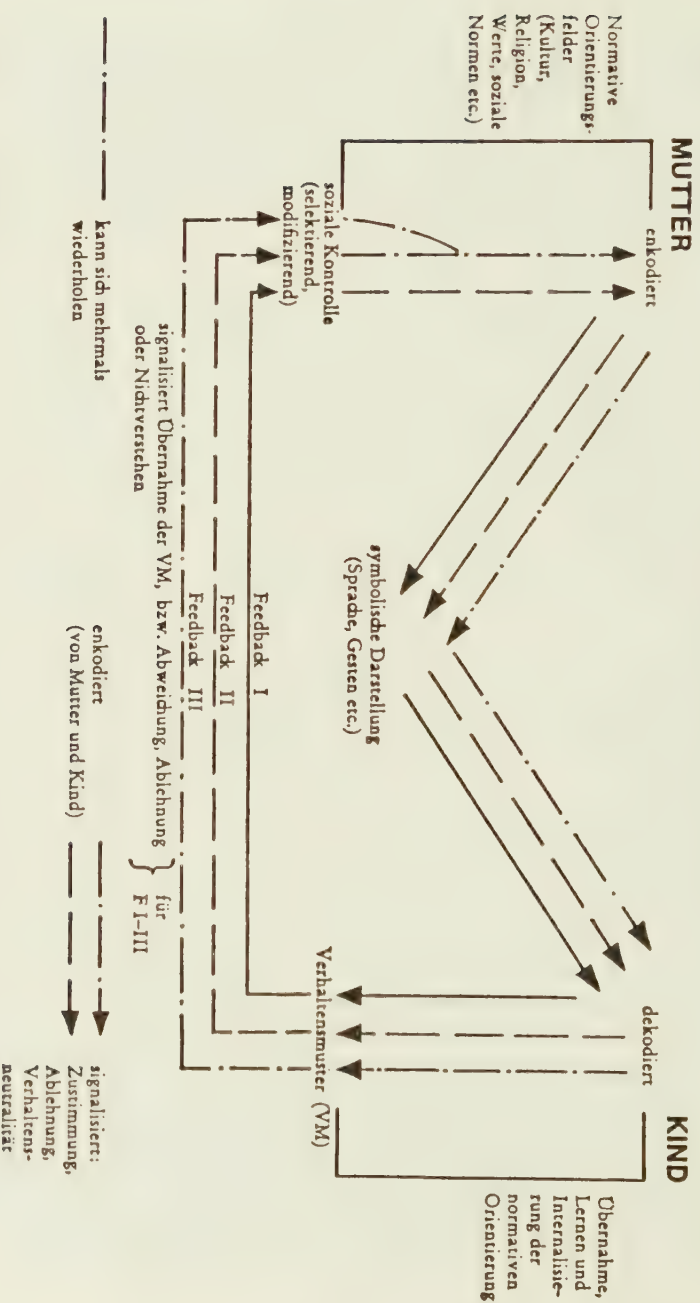
In diesem Kapitel werden Zusammenhänge zwischen Sprache, Sozialisation und Identität erklärt. Im Rahmen der Sprachentstehung interessiert die Entwicklung der kindlichen Lautsprache als die Genese der Sprachsymbole und das kontinuierliche Herauswachsen des Sozialisanden aus vorsprachlichen Interaktionsformen im familialen Sozialisationssystem. Des weitern soll dann gezeigt werden, dass die Sprache für die soziale Handlungskompetenz, welche Prozesse der Reflexion voraussetzt, von Bedeutung ist.

Ausgehend von den familialen Interaktionsprozessen, welche von WINGEN (1979) als zentrale unmittelbare Bestimmungsfaktoren für die familiäre Sozialisationswirkung bezeichnet werden, lässt sich die Identitätsbildung anhand von interaktiv-kommunikativen Prozessen beschreiben. Sozialisation wird als interaktiver Vorgang definiert, das heisst der Sozalisand reagiert kommunikativ und aktiv auf die soziokulturellen Anforderungen. Durch die Möglichkeit zur individuellen Interpretation und Reaktion auf die Verhaltensanforderungen seitens der Sozialisationsagenten, können auch durch den Sozalisanden soziale Beziehungen bewusst beeinflusst werden und zwar umsomehr, als die ihn umgebenden Sozialsysteme ihm flexible Rollen beziehungsweise individuelle Freiheit gewähren. Der Aspekt der aktiven Verarbeitung von Sozialisationsbedingungen, welcher sowohl in FREUD's (1971) als auch in MEAD's (1973) Konzeption des "Ich" aber auch bei FREY (1974) im Zusammenhang mit den Begriffen "Selbst-Evaluation" und "Ich-Beteiligung" enthalten ist, soll im folgenden eingehend erläutert werden.

7.3.1. Entwicklung der Sprache

Das primäre Feld der menschlichen Sozialisation bilden die Interaktionen in der Mutter-Kind-Dyade (LORENZER, 1977, S.25). Schon mit dem Einsetzen der ersten sozialen Austauschbeziehung zwischen Mutter und Kind findet eine Kommunikation statt (SPITZ, 1976). Bereits von Anfang an kann der Säugling über den Mechanismus von Behagens- und Missbehagenslauten auf das Verhalten seiner Mutter steuernd einwirken. Es findet also schon auf einer nonverbalen Stufe (primär Körpersprache) ein gegenseitiger Austausch statt, welcher MUEHLFELD (1976, S. 66 f) als die elementaren Bedingungen der Sprache bezeichnet. Im Bereich der Mutter-Kind-Beziehung lässt sich der dialogische Prozess der Sozialisation auf interaktiv-kommunikativer Ebene schematisch und stark vereinfacht darstellen (siehe Abb. 5). Es kann angenommen werden, dass Mutter und Kind in solchen Interaktionen in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen (HAEBERLIN, 1978, S. 111). Auf der einen Seite ist das Kind mit seinen Körperbedürfnissen, während auf der anderen Seite die Mutter als "Vertreterin der gesellschaftlichen Praxis" (ebd., S. 112) steht. Die jeweiligen Interaktionen bilden im Normalfall den Ausdruck einer Einigung zwischen Mutter und Kind. Während anfänglich die nonverbale Kommunikation dominant ist, werden die Interaktionen zu einem späteren Zeitpunkt durch Sprachsymbole (Wörter) erweitert. Das Verbinden von verbalen Symbolen mit einer semantischen Kategorie im Laufe der Entwicklung ist nicht nur das Resultat von Sozialisationseinflüssen auf emotionaler, sondern auch auf kognitiver Ebene. Mit den Begriffen "Einführungssituation" und "Einigungssituation" beschreibt LORENZER (1977, S. 123) die Etappen von der ersten Einführung eines Wortes bis zur Einigung in Interaktionen als einen kontinuierlichen Prozess. Er (ebd., S. 63) erwähnt im Zusammenhang mit der "Einführungssituation" die Verwobenheit von Sprache und Situation. Der verbale Bewegungs- und Wahrnehmungskomplex des Wortes, welches von der Mutter in die Einführungssituation gebracht wird, korrespondiert mit dem Sinn der real gegebenen Interaktion in der Einführungssituation. Man kann

Abb. 5: Schema des Sozialisationsprozesses auf der Mutter-Kind-Ebene



Quelle: MUEHLEFELD (1975, S. 61)

dementsprechend davon ausgehen, dass das Sprachsymbol - als Lautkomplex auf die unmittelbare Interaktion bezogen - ihr den Namen gibt. Die hergestellten Einigungen auf bestimmte Interaktionsformen, gemäss den Etappen des Triebschicksals wird immer weiter verknüpft. Neue Interaktionsformen bilden sich auf Grund der körperlich-affektiven Ausreifung des Kindes. Somit wird auch die Dialektik zwischen kindlichen Bedürfnissen und mütterlicher Antwort verschoben, das heisst bestehende Interaktionsformen werden auf Grund der durch die biologischen Reifung veränderten Lage des Kindes durch nachfolgende differenziertere Interaktionsformen abgelöst. Zusammenfassend kann die Konstitutiva der Sprache wie folgt umrissen werden:

- Die reale Interaktion ist die Einführungssituation von Sprache;
- die Interaktionen zwischen Mutter und Kind werden beeinflusst von den Körperbedürfnissen des Kindes und den daraus resultierenden sensorischen und motorischen Aeusserungen;
- die Mutter antwortet in realen Interaktionen formgebend auf die senso-motorischen Aktivitäten des Kindes;
- in der Mutter-Kind-Dyade versieht die Mutter eine im Moment realisierte Form der Interaktion mit einem Namen;
- die körperlichen Bedürfnisse werden an sprachlich gebildete Sinnzusammenhänge gekoppelt;
- das Kind verhält sich vorerst unbewusst im Interaktionsgefüge, das weitgehend durch die Mutter strukturiert wird (Bewusstsein wird erst mit der Sprache entwickelt).

Im Laufe der Entwicklung erweitern sich die anfänglich auf nonverbaler Stufe eingeübten Interaktionen in eine vermehrt bewusste Teilnahme des Sozialisanden an seiner Sprachgemeinschaft. Durch das gegliederte System der Objekt- und Subjekt symbole wird die soziale Umwelt instrumentell zugänglich. Mit zunehmender Entwicklung der kindlichen Lautsprache verdichten sich die einzelnen Worte auch zu manipulativen und dekorativen Aeusserungen, was einer Erhöhung der kommunikativen Kompetenz des Sozialisanden gleichkommt (MUEHLFELD, 1976, S. 67). Somit gewinnt seine Sprache als soziales Kontaktmedium an Bedeutung und zwar auch insofern, als bewusste Aeusserungen des Soziali-

sanden handlungsauslösende Wirkung erreichen können. Andererseits kann mit zunehmender Bedeutungsstabilisierung der verbalen Symbole eine zielgerichtete Intensivierung der Bemühungen der Sozialisationsagenten im Sinne einer bewussten sozialen Einflussnahme stattfinden, die dem Kind eine soziale Integration und die normative Orientierung ermöglicht. Auf dieser Ebene wird für den Sozialisanden dann auch das Handeln als gesellschaftliche Praxis denkbar, hat er nun doch in zunehmendem Masse die Möglichkeit, situationsunabhängig über Interaktionssituationen im Rahmen des metasprachlich verfügbaren Systems zu reflektieren. Durch die Fähigkeit zur reflexiven Selbstverständigung und zur Verbalisierung wird auch eine bewusste Auseinandersetzung über allgemein geltende Handlungsnormen und sozialverbindliche Interaktionsformen auf sprachlicher Ebene möglich.

7.3.2. Sprache und Sozialisation

In den aktuellen Interaktionssituationen mit seinen unmittelbaren Kontaktpersonen eignet sich der Sozalisand die Bedeutung der signifikanten Symbole insbesondere der verbalen Kommunikation an. Es werden ihm im Rahmen von familialen Kommunikationsprozessen gesellschaftliche und individuelle Erwartungen näher gebracht, und zwar in der Weise modifiziert, wie sie von den Sozialisationsagenten in den Interaktionen vermittelt werden. Es stellt sich nun die Frage nach der Bedeutung der Sprache für die Vermittlung dieser sozialen Angebote an den Sozialisanden. Wenn man in Anlehnung an MUEHLFELD (1976, S. 102) davon ausgeht, dass die Kommunikation eine Teilkategorie der Sozialisation ist, kann man auch annehmen, dass ein Wirkungszusammenhang zwischen Sprache und Sozialisationskapazität der Familie besteht.

Im vorangehenden Kapitel konnte gezeigt werden, dass schon im Rahmen der primären Sprachsozialisation definiert als interaktiv-kommunikativer Prozess, die Auseinandersetzung des Sozialisanden mit der sozialen Umwelt an seine Erfahrungen in realen Interaktionen gebunden ist. Solche Erfahrungen können durch die in denselben Interaktionen erworbenen Sprachsymbole

benannt und damit dem Nachdenken verfügbar gemacht werden." (HAEBERLIN, 1978, S. 113 f). Auch ZANDER (1972) erwähnt, dass die Sprache als sozialabhängiges Bezugssystem dem Individuum ermöglicht, sich von den Daten der unmittelbaren Wahrnehmung so zu distanzieren, dass Erfahrungen als Erkenntnisse systematisiert werden können. Auf der anderen Seite muss festgestellt werden, dass die Sprache einer sozialen Umwelt diese Systematisierung der Wahrnehmungsdaten auch prägt (WHORF, 1968, LEISI, 1973). Die Sprache hat also folgende Eigenschaften, welche auch für die Identität von grundlegender Bedeutung sind: Einerseits ermöglicht sie dem Individuum eine gewisse Autonomie, indem sie die Basis für die Reflexion über sich selbst und die soziale Umwelt bildet, andererseits bindet sie es an die soziale Umwelt, weil die Kriterien für die Reflexion weitgehend sprachlich vermittelt werden. Unter Bezugnahme auf die bisherigen Erläuterungen kann gesagt werden, dass im Rahmen der primären Sprachsozialisation der Spracherwerb und die sozialen Interaktionserfahrungen auf der Ebene der Familie zusammen fallen. So werden also in Abhängigkeit zu deren Sprachgebrauch die Bedeutung der sprachlichen Symbole für den Sozialisanden und so auch wesentliche Kriterien für die Reflexion festgelegt (HAEBERLIN, 1978, S. 113).

In der primären Sprachsozialisation, in welcher die Sozialisationsagenten (Eltern) ja einen signifikanten Einfluss auf die Bedeutung, Stabilisierung und Erweiterung der Begriffe haben, entwickeln sich auch die Grundvoraussetzungen zur sozialen Handlungskompetenz des Sozialisanden und zwar insofern, als diese im Zusammenhang mit der bewussten Rollenhandhabung reflexive Vorgänge voraussetzt. Es kann also festgestellt werden, dass das familiäre Sozialisationssystem das Kommunikationsverhalten und in Abhängigkeit dazu die sozialen Handlungsstrategien des Kindes prägt (vergl. MUEHLFELD, 1976, S. 104). Durch die Sprachsozialisation wird ein sozial relevantes kognitives Anregungspotential, welches sich auch auf die Entwicklung des Wahrnehmungs- und Erkenntnisvermögens des Sozialisanden auswirkt, geschaffen. "Die Art, wie die Eltern dem Kind die Möglichkeit der Bedeutungserweiterung beziehungsweise

-verengung vermitteln, ermöglicht dem Kind eine schrittweise Uebernahme von Problemlösungsverfahren und legt es auf bestimmte, sozialsanktionierte, kognitive Strategien fest." (MUEHLFELD, 1976, S. 68).

Wenn einem Individuum zum Beispiel beim sprachlichen Handeln im Sprachakt nicht genügend semantische Aequivalente zur Verfügung stehen, können dadurch auch denkoperationale Lösungsverfahren nicht optimal verwendet werden. Eine mangelnde Ausschöpfung des kognitiven Potentials bei der sprachlichen Vermittlung sozialer Angebote evoziert somit beim Sozialisanden auch eine mangelnde Erschliessung eben dieser sozialen Angebote infolge der Beschränkung seiner denkoperationaler Möglichkeiten (MUEHLFELD, 1976, S. 104).

Die Entfaltung der sozialen und kognitiven Fähigkeiten (denkoperatives Verhalten) als Sensibilisierungs- und Differenzierungsprozess verlaufen zwar sowohl in Abhängigkeit zur individuellen Disposition des Sozialisanden, als auch zu den auf interaktiv-kommunikativer Ebene der Familie vermittelten sprachlichen Angebote, werden aber durch letztere entscheidend geprägt (MUEHLFELD, 1976, S. 69). Die Genese des sozialen Handlungsvermögens eines Individuums lässt sich auf relevanten Merkmalen seiner Umwelt beruhend erklären, welche anhand von sprachabhängigen Deutungsschemata klassifiziert und evaluiert werden. HAEBERLIN (1978) schreibt in diesem Zusammenhang: "Deutungsschemata werden von den Sozialisationsinstanzen (primär durch die Familie, Anm. d. Verf.) an das Kind herangetragen. Der Erwerb von Deutungsschemata durch das Kind ist zwar als aktiver aber keineswegs als autonomer Prozess zu sehen. Das Kind eignet sich in der Regel tradierte Deutungsschemata an, die sich für direkt oder indirekt wirkende Sozialisationsinstanzen als zweckmässig erwiesen haben." (Ebd., S. 115). Die sprachliche Vermittlung der sozialen Angebote durch die Sozialisationsagenten, welche die soziale Wirklichkeit auch kognitiv und emotional verarbeiten, ist aber trotz der anfänglich asymmetrisch verlaufenden Kommunikationsformen im Sozialisationsprozess nicht nur als einseitiger Vorgang sondern als

gegenseitiger Verständigungsprozess zu verstehen. Die Sprache als dominantes Kommunikationsmedium ist für die Reziprozität jeder menschlichen Interaktion von grosser Relevanz. Sprachliche Symbole als Bedeutungsvermittler setzen eine gewisse intersubjektivität voraus. Eine totale Sinnadäquanz kann aber in der Realität nur selten erreicht werden. Somit darf es auch als Grundtatsache kommunikativen Handelns angesehen werden, dass beim Encodieren und Decodieren oft differente Sinngebungseinheiten vorhanden sind. Es ist von grosser Bedeutung, dass auf der Ebene von Sozialisationsprozessen, welche in Form von sprachlichen Interaktionen ablaufen, den Sozialisationsagenten die Komplexität des kommunikativen Transfers bewusst ist. Die Wirkung der Vermittlung von sozialen Angeboten durch die Eltern im primären Sozialisationsprozess kann in Anlehnung an MUEHLFELD (1976, S. 102) somit auch bezüglich ihrem Bewusstsein für die Problematik kommunikativer Transformationsprozesse, beziehungsweise dem Ausmass der Komplexreduktion durch ihre Verbalisierung zur Erreichung einer gegenseitigen Verständigung, bestimmt werden.

7.3.3. Sprache und Identität

Die sozialisationsabhängige psychische Entwicklung des Individuums wird im Rahmen kritisch-interaktionistischer Erklärungsansätze zur Identität generell als Prozess der Individuierung und Vergesellschaftung beschrieben. Gemäss dem interaktiv-kommunikativen Identitätskonzept in dieser Arbeit lassen sich die beiden Begriffe wie folgt zueinander in Beziehung setzen. Individuierung als die Genese der individuellen Bedürfnisse und Besonderheiten steht in Abhängigkeit zur Vergesellschaftung als die sprachdeterminierte Uebernahme von Normen, Werte, Einstellungen und so weiter im Zusammenhang mit der gegebenen Sozialstruktur im Rahmen von interaktiv-kommunikativen Prozessen; durch diese Uebernahme erhält das Individuum seine spezielle Prägung.

Anhand der erworbenen Sprache kann das Individuum eine erlebte Situation wieder ins Bewusstsein rufen, ohne dass diese real gegeben sein muss. Des weitern ermöglicht sie, Interaktionen

und Situationen benennen zu können und bildet so auch die Basis für die Distanzierung von realen Situationen (Rollen-distanz) und für die Reflexion, als bedeutende identitäts-fördernde Eigenschaften. In Anlehnung an LORENZER (1977, S. 81 f) kann erwähnt werden, dass durch Prozesse reflexiver Selbstverständigung und Diskussion mit Interaktionspartnern eine relative individuelle Freiheit möglich wird, sofern die Rollen im gegebenen Sozialisationsfeld nicht zu rigid strukturiert sind. Durch die Annahme einer teilweise autonomen und reflexiven Rollenhandhabung und dem Umstand, dass die Identitätsdarstellung zu einem grossen Teil auf der Ebene von sprachlichen Symbolen erklärt werden kann, lässt sich ein Zusammenhang zwischen Sprache und Identität herstellen. Es kann in Anlehnung an die Theorien von MEAD (1973) und LORENZER (1977) angenommen werden, dass zwischen Sprache, Erfahrungen und Situationen mit welchen ein Individuum im Rahmen der familialen Sozialisation konfrontiert wird und der Genese seiner identitätsfördernden Eigenschaften ein ursächlicher Zusammenhang besteht.

Es kann zusammenfassend festgestellt werden, dass der familialen Sprachsozialisation bezüglich der Identität insofern eine wesentliche Bedeutung zukommt, als sie den Zugang zu sozialen Handlungsstrategien, Rollenvollzugsmöglichkeiten und Reflexion über sich und die soziale Umwelt ermöglicht und somit für die Darstellung der Identität auf interaktiv-kommunikativer Ebene von grosser Relevanz ist.

7.4. Kommunikative Kompetenz und Rollenverhalten

In Anlehnung an DREITZEL (1968) und KRAPPMANN (1971) kann angenommen werden, dass bestimmte Verhaltensweisen mit spezifischen sozialen Positionen verbunden sind. Je umfassender eine Position definiert ist, desto eingeschränkter wird für einen Rollenträger der individuelle Rollenspielraum als wichtiger Bestandteil der Identität. So können sich zum Beispiel Interaktionen in "totalen Institutionen" (GOFFMAN, 1967) relativ unabhängig von den individuellen Bedürfnissen und Besonderheiten der Akteure abwickeln. In solchen Sozialisations-

systemen spielen individuelle Bedürfnisse eine untergeordnete Rolle, da sich die Verhaltenserwartungen primär an fest definierten Organisations- und Institutionszielen orientieren (MAYNTZ, 1963). Je weniger eindeutig aber Verhaltenserwartungen definiert sind, desto mehr müssen die Akteure diese interpretieren. Sie haben dann aber auch vermehrt die Möglichkeit zu autonomem Verhalten und können dementsprechend ihre eigenen Bedürfnisse in die Interaktion einbringen. Die Familie ist ein System, in dem rollengebundenes sprachliches Verhalten normalerweise weder ausschliesslich positionsgebunden noch eindeutig definiert ist, und sich auch die Bedürfnisstrukturen der einzelnen Mitglieder und die Systemziele kontinuierlich verändern, was eine besondere Interpretationsleistung der Interaktionspartner erfordert.

In Anlehnung an HABERMAS (1973, S. 121) kann angenommen werden, dass die Sprache das Medium der Rollendefinitionen bildet. Das Erreichen einer intersubjektiven Uebereinstimmung bezüglich des Rollenverständnisses zwischen den einzelnen Mitgliedern eines Sozialisationssystems lässt sich auf der Basis der Grundqualifikationen des Rollenhandelns erklären, von welchen auch die individuellen Freiheitsgrade des kommunikativen Handelns abhängen (HABERMAS, 1973, S. 175). Auf Grund der Ausführungen zur Theorie des kritischen Interaktionismus können wir davon ausgehen, dass das Rollenlernen nicht einfach die Internalisierung von Normen und Werten ist, sondern dass es sich hierbei um flexible Prozesse handelt, die in sozialen Interaktionen ablaufen. Das Erlernen einer sozialen Rolle ist dementsprechend nicht nur ein einseitiger Anpassungsvorgang, indem soziale Erwartungen an das eigene Verhalten angeeignet werden, sondern viel mehr ist es an sprachabhängige Reflexionsprozesse gebunden. Die Uebernahme einer Rolle geschieht beim Individuum über symbolisch vermittelte Bedeutungen und kann somit als eine komplexe Codierungsaktivität definiert werden. Diese wiederum beeinflusst die Erzeugung und Organisation spezifischer Bedeutungen und die Bedingungen deren Uebertragung, sowie deren Rezeption und Perzeption.

Bezogen auf den sozialen Bereich erlebt man das Kommunikationssystem, in Abhängigkeit zum Sprachcode, als Norm. Als "Code" lässt sich ein im Sozialisationsprozess erworbenes Deutungsschema definieren, mit dem man die soziale Umgebung interpretiert und welches auch das Verhalten relativiert (HAEBERLIN, 1978, S. 124). SCHMIDTCHEN (1979, S. 11) erwähnt, dass in gesellschaftlichen Subsystemen, die zugleich Sozialisationsinstanzen sind, in pluralistischen Systemen oft, ihre Deutungen nicht aufeinander abgestimmt sind. In aktuellen Interaktionsprozessen figurieren dann im Bewusstsein der beteiligten Interaktionspartner die Metasysteme der Kommunikation entweder als bloße Fraglosigkeit oder bewusst auf einer reflexiven Ebene (ebd., S. 12).

Die bewusste Reflexion in aktuellen sozialen Situationen lässt sich im Zusammenhang mit der kommunikativen Kompetenz erläutern. Es stellt sich nun die Frage nach der Erreichung derselben und deren Relevanz für die flexible Rollenhabung. Von der Reflexion als Grundlage für die Autonomie des Subjekts kann man in Anlehnung an interaktionistische Sozialisationstheorien sprechen, wenn ein Individuum, sofern Diskurs und Dialog erlaubt sind, die Möglichkeit zur Rollendistanz hat, beziehungsweise Rollen modifizieren kann (HAEBERLIN, 1978, S. 53). Die Fähigkeit zur flexiblen Rollenhabung entwickelt sich in Abhängigkeit zur kommunikativen Kompetenz, welche durch die familiäre Sozialisation entscheidend geprägt wird.

In Anlehnung an die Theorien von WHORF (1963) bezüglich Zusammenhang zwischen Sprache und Denken wollte BERNSTEIN anfänglich schichtspezifische unterschiedliche Sprachmodi nachweisen und diese unterschiedlichen kognitiven Strategien zuordnen. In seinen nach 1965 konzipierten Theorien wird von BERNSTEIN der Erklärungswert der Variable "Sozialschicht" immer deutlicher in Frage gestellt, indem er davon ausgeht, dass die Verbindungszusammenhänge zwischen der sozialen Schicht (gemessen an der Berufsfunktion des Vaters) und dem in der Familie verwendeten Sprachverhalten nur ungenau zu

definieren sind. Als Konsequenz daraus untersucht er (BERNSTEIN, 1973, S. 268) das Sprachverhalten unter dem Aspekt des Zusammenhangs zwischen familialen Rollensystemen und spezifischen Formen sozialer Kontrolle. Dadurch gelangt er zu einer rollentheoretischen Typisierung von Familienumwelten, welche nicht mehr eindeutig einer bestimmten sozialen Schicht zugeordnet werden können.

Auf der Ebene der Familie als primäres Sozialisationssystem, in dem ja die Grundlagen des sozialen Rollenverhaltens erworben werden, lassen sich nach BERNSTEIN (1973) folgende zwei Typen von spezifischen Rollenstrukturen differenzieren:

- a) "geschlossenes Rollensystem" (positionsorientiert)
- b) "offenes Rollensystem" (personenorientiert)

Bei a) sind im Gegensatz zu b) die Positionen der einzelnen Mitglieder eng definiert und die verbalen und nonverbalen Verhaltensweisen mittels positionaler Rollen standardisiert (eingeschränkter Spielraum für alternative Verhaltensweisen). Somit besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass die Akteure gegenseitig ihr Verhalten ohne grosse Interpretationsleistung verstehen. Ein solch rigides Rollengefüge impliziert ein Sprachverhalten, das stark standardisiert ist. Dementsprechend verwendet BERNSTEIN (1973) in diesem Zusammenhang den Begriff des "geschlossenen Kommunikationssystems" (restringierter Sprachcode, rigides Kommunikationssystem). HAEBERLIN (1978, S. 125) erwähnt dazu, dass in diesen "statusorientierten" Familien auf Grund der unflexiblen Rollenstruktur auch die Kommunikation "ritualartig verläuft", und somit der Kommunikationsablauf eine relativ leichte Voraussagbarkeit hat.

Im Gegensatz dazu ist die personenorientierte Familie, bei welcher die Förderung von individuellen Verhaltensweisen auf Kosten eines rigiden Rollenverhaltens im Vordergrund steht, identitätsfördernder. Das Verhalten der Positionsinhaber ist somit nicht so sehr standardisiert und demzufolge auch weniger voraussagbar. Dies zwingt die einzelnen Akteure dazu, dass sie den übrigen Familienmitgliedern die Bedeutung ihres Verhaltens erklären, oder dass die Rollen interpretiert wer-

den müssen. Es stehen dann für die Ausgestaltung der Rolle relativ viele Verhaltensweisen zur Verfügung, welche sprachlich erläutert werden müssen (BERNSTEIN, 1973, S. 270). Dementsprechend ist das verbale Verhalten nicht in einem beschränkten Repertoire von festgelegten Sprachformeln standardisiert (elaborierter Sprachcode). Nach BERNSTEIN (1973) kann somit bei der personenorientierten Familie, bei welcher die Eindeutigkeit der Kommunikation nicht a priori gegeben ist, von einem "offenen Rollen-" beziehungsweise "Kommunikationssystem" gesprochen werden.

Gemäss den Ausführungen in Kapitel II. 6.5. ist nun davon auszugehen, dass Personen, die in Familien mit weniger standardisierten Rollenverhalten sozialisiert werden und über einen "elaborierten" Sprachcode verfügen, die Identität auf Grund ihrer differenzierteren sprachlich bedingten Deutungsschemata besser entwickeln beziehungsweise aufrecht erhalten können. Dies ermöglicht ihnen eine weniger kontextgebundene Identitätsdarstellung und dementsprechend ein flexibleres Rollenverhalten (HAEBERLIN, 1978, S. 131).

Familien mit einem "restringierten" Sprachcode dagegen verfügen über weniger differenzierte verbale Deutungsschemata. Ihr Rollenverhalten ist positionaler, das heisst weniger flexibel (weniger Interpretationsleistung bei starren Rollendefinitionen). Somit kann die sprachliche Identitätsdarstellung in Folge der Sozialisation in einem relativ eingeschränkten familialen Kommunikations- und Rollensystem auch weniger differenziert verlaufen und muss mehr situations- und kontextgebunden stattfinden.

Bezugnehmend auf HAEBERLIN (1978, S. 129) kann man also annehmen, dass in personenorientierten Familien, welche über ein flexibles Rollen- und Kommunikationssystem verfügen, der Sozialisand mehr gezwungen ist, individuelle Erklärungen, Urteile und Absichten sprachlich mitzuteilen. Die Rollen werden individuell gestaltet, und der Sozialisand lernt, sich mit uneindeutigen Situationen und Anforderungen auseinanderzusetzen (BERNSTEIN, 1973, S. 272). Dieser Umstand erhöht die

Möglichkeit zur Aneignung identitätsfördernder Fähigkeiten wie Ambivalenztoleranz, Rollendistanz, Empathie sowie der sprachlichen Identitätsdarstellung. Einer bestimmten Kommunikationsstruktur kann demnach ein spezifisches Rollenverhalten zugeordnet werden.

Eine schichtspezifische Zuordnung von positionsorientierten beziehungsweise personenorientierten Familien kann auf Grund signifikanter empirischen Untersuchungen nach HAEBERLIN (1978, S. 126), nicht vorgenommen werden. Es muss zur Relativierung der Gültigkeit der Theorie von BERNSTEIN (1973) erwähnt werden, dass unterschiedliche Sprachmodi nicht zur Erklärung von Lerndefiziten bei sozial unterprivilegierten Kindern ausreichen. SCHMIDTCHEN (1979, S. 10) weist mit Recht darauf hin, dass in Bildungsprozessen die soziale Schicht beziehungsweise das schichtspezifische Sprachverhalten von Schülern durch Lehrer fälschlicherweise immer noch mit Begabung verwechselt werden. Als weitere Einschränkung muss noch erwähnt werden, dass die alleinige Beherrschung des "elaborierten" Sprachcodes noch kein Garant ist für eine volle Entfaltung der kognitiven Leistungs- und normativen Orientierungsposition. Bei Sozialisanden, welche in Bezug auf die kognitive und normative Orientierung und so auch auf das Rollenverhalten weniger flexibel sind, müssen noch weitere familiale sowie individuelle und ausserfamiliale Einflüsse, welche sozial diskriminierend sind, berücksichtigt werden. Die kognitive und normative Orientierung kann mit einer ausschliesslich sozio-linguistischen Analyse nicht umfassend erklärt werden. Auch vermag eine Analyse der Funktion der Sprache bei der Wert- und Normübertragung durch Sozialisationsagenten nur etwas über die Art der Modalität beim Transfer, jedoch nichts über deren Inhalt aussagen (MUEHLFELD, 1976, S. 107).

Im Hinblick auf die in den folgenden Kapiteln zu erläutern- den Identitätsstörungen kann jedoch in Anlehnung an die bisherigen Ausführungen festgestellt werden, dass Sozialisanden, welche in einem differenzierten Kommunikations- und Rollensystem primär sozialisiert werden, auf Grund ihrer sozialen Handlungskompetenz bevorzugt sind in der Entwicklung

der identitätsfördernden Eigenschaften und in der Darstellung der Identität und somit auch resistenter gegen Identitätsstörungen sowohl im primären Sozialisationssystem als auch bei einem Wechsel in ein System mit unterschiedlichen Sozialisationsstrukturen (MUELLER, 1978, S. 32). Im weiteren interessiert eine Differenzierung nach Sozialisationssystemen mit "offenen" und "geschlossenen" Kommunikations- und Rollenstrukturen als Ausgangslage für die Genese von Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikativer Konflikt.

7.5. Zusammenfassung

Der Wirkungszusammenhang zwischen Sprache, Sozialisation und Identität kann auf dem Hintergrund von Rollensystemen und der kommunikativen Kompetenz der Interaktionsteilnehmer erklärt werden. Im Rahmen der familialen Sprachsozialisation entwickeln sich beim Sozialisanden spezifische kognitive Entscheidungsfelder und die kommunikative Kompetenz, durch welche der Komplexitätsgrad der Rollenvollzugsmöglichkeiten bestimmt wird. Es kann gezeigt werden, dass Identität - definiert auf der Grundlage der reflexiven Rollenhandhabung - eine kommunikative Kompetenz voraussetzt. Anhand von speziellen Rollensystemen und deren Kommunikationsstrukturen lässt sich dann die Genese der identitätsfördernden Eigenschaften in interaktiv-kommunikativen Prozessen im familialen Sozialisationssystem, begründen.

8. Zusammenfassung

Eine grundlegende Frage in der Beurteilung von Sozialisationstheorien zur Begründung der Identitätsbildung ist die nach ihrem Erklärungspotential für die Beschreibung von fördernden, beziehungsweise schädigenden Einflüssen auf das Individuum. Der Versuch, die Identität als individual- und sozial determinierter Prozess zu begründen, zeigt die Grenzen der Methoden zur Erkenntnisgewinnung in den Sozialwissenschaften, welche im Gegensatz zu den Naturwissenschaften nicht über fächerübergreifende allgemeingültige Definitionen verfügen.

Anhand der Kritik struktur-funktionalistischer Rollentheorien kann gezeigt werden, dass Sozialisationsprozesse, definiert als einseitiger Anpassungsvorgang des Individuums an gesellschaftliche Normen (Konformitätsprinzip), zu relativieren sind, da sie weder die Dynamik und Wandelbarkeit der Gesellschaft noch die Autonomie des Subjektes zu erklären vermögen.

Menschliches Verhalten ist nicht eine dem Individuum innewohnende Eigenschaft, sondern das Resultat von Interaktionen zwischen Individuen, die Handlungen begehen und auf Handlungen reagieren. Interaktionen können auf der Ebene von Symbolen (z.B. Sprache), welche für alle Partner gemeinsame Bedeutungen haben, interpretiert werden.

Die soziale Wirklichkeit ist gesellschaftlich konstituiert. Somit können problemhafte soziale Interaktionen nicht ausschliesslich aus sich heraus entstehend betrachtet werden, sondern sollten auch im Zusammenhang mit gesellschaftlich determinierten Definitions- und Sinngebungsprozessen verstanden werden. Diese wiederum werden vom Individuum in Abhängigkeit zu seiner subjektiven Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit interpretiert. Es kann davon ausgegangen werden, dass das Verhalten in sozialen Rollen individuelle Reflexionsprozesse impliziert, welche nicht a priori zu einem einheitlichen Rollenverständnis und -verhalten führen müssen. Auf dieser Voraussetzung basiert denn auch die untenstehende, dieser Arbeit zu Grunde liegende Identitätsdefinition:

Identität lässt sich als die sprachabhängige Möglichkeit des Individuums bezeichnen, welche ihm erlaubt, in Interaktionen ein Gleichgewicht zwischen fremdgesteuerten Rollenerwartungen und seinen in diesen nur teilweise enthaltenen individuellen Bedürfnissen zu erreichen.

Entwicklung und Darstellung der Identität setzen eine aktive Interpretation der Rollennormen in der gegebenen Handlungssituation voraus und erfordern, dass das Individuum diese auch seinen Interaktionspartnern auf kommunikativer Ebene vermitteln kann.

Im Rahmen von familialen Sozialisationsprozessen (Vermittlung sozialer Angebote auf interaktiv-kommunikativer Ebene in Form von verbalen und nonverbalen Symbolen) werden Kommunikationsverhalten und in Abhängigkeit dazu die soziale Handlungskompetenz des Sozialisanden geprägt. Die Familie als soziales System kann in ihrer Binnenstruktur als Sonderform der Gruppe mit einer spezifischen Interaktions- und Kommunikationsstruktur bezeichnet werden. Familiäre Sozialisationsprozesse lassen sich im Zusammenhang mit der Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften des Sozialisanden auf den methodischen Grundlagen des kritischen Interaktionismus anhand folgender fünf Variablen beschreiben:

- Familiäre Interaktion (Rollenverhalten)
- Eltern-Kind-Beziehung
- Kommunikationsfähigkeit
- metakommunikative Kompetenz
- Problemlösungsfähigkeit (als sprachlich determinierte soziale Handlungskompetenz)

Die Genese der Sprache, welche primär auf der Ebene der Interaktion innerhalb der Mutter-Kind-Dyade stattfindet, steht in direkter Abhängigkeit zu familialen Interaktions- und Kommunikationsmustern. Die sprachliche Einführungssituation bildet eine Einigung zwischen der Bedürfnisposition des Kindes und der Vermittlung der gesellschaftlichen Werte durch die unmittelbaren Kontaktpersonen. In diesen Interaktionssituationen erwirbt das Kind die Bedeutung der signifikanten Symbole. Symbole als Elemente der Sprache verknüpfen Denken und Handeln, indem sie zugleich Interaktion und Kommunikation regulieren. Die erworbene Sprache als Grundlage zur Bewusstwerdung und Reflexion bildet auch die Basis für die Distanzierungsmöglichkeit von der unmittelbaren realen Situation beziehungsweise für die Möglichkeit zur Reflexion über diese Situation.

Es ergibt sich also folgende dialektische Beziehung:
Einerseits wird die Sprache in der sozialen Erfahrungssituation erworben, andererseits ermöglicht sie die Reflexion

über die sozialen Erfahrungen. Auf diesen theoretischen Voraussetzungen lässt sich ein Zusammenhang zwischen kommunikativer Kompetenz und Rollenverhalten begründen. Personen, die über einen elaborierten Sprachcode verfügen, sind auf Grund ihrer erweiterten Möglichkeit zur Reflexion und Metakommunikation auch flexibler in der Handhabung von Rollen (Rollendistanz, Ambivalenztoleranz und Empathie als Grundqualifikation des Rollenhandelns) und so auch befähigter zur Identität. Es kann also zusammenfassend festgestellt werden, dass zwischen Sprache, Erfahrungen und Situationen, mit welchen der Sozialisand im Rahmen der primären familialen Sozialisation konfrontiert wird und der Genese der identitätsfördernden Eigenschaften, beziehungsweise seiner Möglichkeit zur Identitätsdarstellung verstanden als interaktiv-kommunikativer Prozess, ein Interdependenzverhältnis besteht.

1. Einleitung

Das Verständnis für menschliche Interaktionen basiert auf einer Erfassung von Kommunikationsstrukturen, sofern man, wie es in dieser Arbeit der Fall ist, davon ausgeht, dass interaktives Verhalten auch als Kommunikation definiert und auf dieser Ebene begründet werden kann. Diese bildet dann also nicht nur eine Manifestation von Interaktion, sondern kann im Rahmen einer theoretischen Konzeption auch zum Verständnis derselben beitragen.

Anhand von speziellen Interaktionsmustern und Rolleninduktionsprozessen soll nun beispielhaft gezeigt werden, unter welchen Bedingungen Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikative Konflikte beim Sozialisanden Symptomcharakter erreichen. Es werden sowohl solche, die sich in der Familie, als auch solche, die sich in anderen Systemen (Schule) manifestieren, beschrieben. Identitätsstörungen, welche primär auf der Ebene der Familie auftreten, werden als systeminterne Handlungskonflikte erklärt. Bei Identitätsstörungen, welche erst bei Systemwechsel entstehen, kann davon ausgegangen werden, dass es dem Sozialisanden nicht gelingt, Konflikte im Zusammenhang mit divergierenden Interaktionsmustern zwischen Familie und anderen Sozialisationssystemen zu lösen. Bei beiden Auftretensformen von Identitätsstörungen kann ein ursächlicher Bezug zur Familie als primäres Sprachsozialisations-system hergestellt werden.

2. Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikative Problematik

2.1. Einleitung

In diesem Kapitel wird erläutert, wie die Genese des Potentials an identitätsfördernden Fähigkeiten, welche anhand der Internalisierung familialer Interaktions- und Kommunikationsformen im Rahmen der Primärsozialisation erklärt wurde, einge-

schränkt werden kann. Es soll gezeigt werden, dass bei Identitätsstörungen der Sozialisand nicht mehr die Möglichkeit hat, in Interaktionen ein Gleichgewicht zwischen individuellen Bedürfnissen und sozialen Erwartungen zu finden. Dementsprechend ist zu untersuchen, wie hoch der Rigiditätsgrad der Rollennormen ist, ob abweichende Rolleninterpretationen sanktioniert werden (Repressivitätsgrad), und inwieweit in Sozialisationsprozessen eine Kommunikation über Situations- und Rollendefinitionen für die einzelnen Interaktionspartner überhaupt möglich beziehungsweise erlaubt ist. Auf dieser Ebene kann dann begründet werden, unter welchen Bedingungen und in welcher Form sich Identitätsstörungen, infolge mangelnder interaktiv-kommunikativer Flexibilität innerhalb des familialen Sozialisationssystems, beim Sozalisanden auf der Ebene der Familie und/oder bei Systemwechsel symptomatisch manifestieren.

2.2. Mangelnde kommunikative Kompetenz

Anhand der Beschreibung von spezifischen familialen Sozialisationsprozessen konnte der Zusammenhang zwischen kommunikativer Kompetenz und Rollenverhalten auf der Ebene der "reflexiven Intelligenz" (MEAD, 1978, S. 403 ff.) als Grundlage für die Identität erläutert werden. Im Rahmen der primären Sozialisation kann nun dem Sozalisanden eine Sprache vermittelt werden, welche sich auf die Genese seiner sozialen Handlungskompetenz im Sinne der Aneignung von identitätsfördernden Eigenschaften hemmend auswirkt, und zwar insofern, als die Erreichung einer Gegenseitigkeit, welche an eine flexible und so auch reflexive Rollenhandhabung in interaktiv-kommunikativen Prozessen gebunden ist, nur beschränkt möglich wird (vergl. HAEBERLIN, 1978, S. 113). Gemäss dem in Kapitel II. 6. begründeten interaktionistischen Gleichgewichtskonzept der Identität (Balance zwischen Selbst- und Fremdbestimmung) liegen Störungen derselben dann vor, wenn gegenseitige Bedürfnisse und Erwartungen nicht adäquat berücksichtigt werden können. Es lassen sich somit bezogen auf den Sozalisanden auf der Ebene der Familie grundsätzlich zwei Störungstypen differenzieren. Bei ersterem wird seitens der Sozialisationsagenten ein An-

passungsdruck im Sinne des Konformitätsprinzipes ausgeübt. Für den Sozialisanden hat dies zur Folge, dass er sein Verhalten weitgehend an die Rollenerwartungen der Sozialisationsagenten adaptieren muss. Die zweite mögliche Form von Identitätsstörungen, welche Symptomwert erreichen können, liegt dann vor, wenn in interaktiv-kommunikativen Konflikten ein Gleichgewicht insofern nicht gelingt, als der Sozalisand seine eigenen Bedürfnisse und Erwartungen vorwiegend auf Kosten derjenigen der Sozialisationsagenten realisiert. Auch dieser Fall lässt sich als ein Anpassungsprozess des Sozialisanden an eine im Sozialisationssystem vorfindbare Kommunikations- und Rollenstruktur interpretieren, auch wenn sein Verhalten vordergründig als desintegriert erscheinen kann. Beide der erwähnten Störungstypen können im Zusammenhang mit seiner im familialen Sozialisationssystem erworbenen kommunikativen Kompetenz begründet werden.

Sofern Identitätsstörungen unter dem Aspekt der familialen Sprachsozialisation begründet werden, stellt sich dann auch die Frage, wie eine Sprache, welche die Genese der identitätsfördernden Fähigkeiten hemmt, beschaffen sein muss. Gemäss den bisherigen Ausführungen kann angenommen werden, dass Identitätsstörungen an ein Kommunikationsverhalten im primären Sozialisationssystem gebunden sind, mit welchem die Artikulation der eigenen Bedürfnisse nicht adäquat möglich ist, weshalb diese auch nicht in die Interaktion eingebracht werden können, sodass eine Gegenseitigkeit (Balance zwischen Selbst- und Fremdbestimmung) möglich wird. Wenn nun aber einem Individuum im Rahmen der familialen Sozialisation nicht die Möglichkeit gegeben wird, Bedürfnisse und Probleme im Rahmen von interaktiv-kommunikativen Prozessen auf dialogischer Ebene darzustellen, kann sich auch seine Fähigkeit zur Identität nur beschränkt entwickeln, da erst in Situationen real erlebten und praktizierten Widerspruchs zwischen Anpassung und Widerstand die Möglichkeit zu Rollenflexibilität und Diskurs, als Voraussetzung zur bewussten Konfliktbewältigung entwickelt und eingeübt werden kann (HAEBERLIN, 1978, S. 55 f.).

Wenn man in Anlehnung an das erste Axiom von WATZLAWICK et al.

(1969, S. 50 ff) akzeptiert, dass man nicht nicht kommunizieren kann, so muss auch interessieren, was mit Konflikten geschieht, welche ein Individuum infolge eines Konformitätsdruckes nicht verbalisieren kann. Konflikte zwischen sozial erwünschten Interaktionsformen und solchen der eigenen Bedürfnisstruktur erklärt LORENZER (1971, S. 38) in Anlehnung an die psychoanalytische Theorie auf der Ebene der Verdrängung. Er geht davon aus, dass die Verbindung von Bewusstsein und Verhalten durch das Medium der Sprache gegeben ist. Symbole als Elemente der Sprache verknüpfen dementsprechend Denken und Handeln, indem sie zugleich Interaktion und Kommunikation regulieren. Am sprachlichen Symbol schneiden sich auch die Bereiche des Unbewussten und des Bewusstseins. Durch das Symbol verlaufen Transformationsprozesse, welche von einem Bereich zum andern führen. Diese Vorgänge nennt LORENZER (1971, S. 39) "Symbolbildung" (bedeutungsgebend) und "Desymbolisierung" (Verdrängung sprachlicher Symbole).

Unter Bezugnahme auf die Theorie von LORENZER (1971, 1973) können wir im folgenden davon ausgehen, dass sprachliche Symbole, die abgespalten (desymbolisiert) werden oder sonst nicht verbalisiert werden können, eine Einengung des Bewusstseins bewirken. Dementsprechend kann auf Grund von Desymbolisierungsprozessen das Verhalten durch die Wirkung von "Klischees" (siehe unten) in unkontrollierbarere Weise, da nicht mehr der Reflexion zugänglich, beeinflusst werden (DUBIEL, 1973, S. 88). Eine solche Einschränkung der Sprache entsteht unter Umständen dann, wenn im Rahmen primärer Sozialisationsprozesse interaktiv-kommunikative Muster zur Sprache und somit zum Bewusstsein gebracht wurden, welche mit aktuellen Mustern divergieren. In einem solchen Fall kann eine Spannung zwischen den internalisierten Interaktionsformen des Sozialisanden, in denen seine eigenen Bedürfnisse eingefasst werden, und der interaktiven Vermittlung gesellschaftlicher Normen, entstehen. Interaktionen, welche mit den schon in der Sprache eingelassenen Regelsystemen auf Grund ihrer Widersprüchlichkeit kollidieren, erzwingen oft eine Entscheidung in der Weise, dass die unerwünschte oder negativ sanktionierte

Interaktionsform aus dem Bewusstsein und so auch aus der verbalen Sprache ausgeschlossen (verdrängt) wird, das heisst eine Interaktion verliert ihr Sprachsymbol. Auf diese Weise ist eine entsprechende Interaktion dann auch nicht mehr der Reflexion des Individuums zugänglich, und so auch der Selbstverständigung beziehungsweise der sprachlichen Verständigung mit anderen entzogen.

Mit dem Begriff "Klischee" bezeichnet LORENZER (1977) unbewusste Interaktionsformen, welche in Kombination von Desymbolisierung und Fixierung auf das Niveau vorsprachlich virulenter Interaktionsformen zurückgeschoben werden. Anhand der Möglichkeit, "Klischees" in ihrer lebensgeschichtlichen Genese zu ermitteln und wieder in Symbole zu transformieren, zeigt LORENZER (1971, S. 43), am Beispiel der Sprachzerstörung der Neurose als "Aufspaltung des Sprachspiels", auch die Wirkung einer Einengung der Möglichkeit zur Reflexion auf das Verhalten in Konfliktsituationen. In Anlehnung an LORENZER (1977, S. 133) lassen sich im Zusammenhang mit der interaktiv-kommunikativen Flexibilität folgende zwei Formen von Einschränkung der Kommunikation differenzieren:

- Interaktionsformen, welche nie in den Bereich sprachlich begriffener Handlungsformen aufgenommen wurden (z.B. in geschlossenen Kommunikationssystemen, vergl. BERNSTEIN, Kap. II. 7.4.);
- Interaktionsformen, die unter Zwang aus der Sprache ausgeschlossen wurden ("fixierte Interaktionsformen" bei Desymbolisierung).

Im Zusammenhang mit der Familie als primäres sprachliches Sozialisationssystem wird im folgenden im Hinblick auf deren Bedeutung für Identitätsstörungen, auf diese beiden Formen der Einschränkung der kommunikativen Kompetenz eingegangen. Es kann auf Grund der bisherigen Ausführungen festgestellt werden, dass eine mangelnde kommunikative Kompetenz zu einer Einschränkung der Reflexion, Verbalisierungsfähigkeit und Rollenflexibilität (Rollendistanz, Empathie und Ambivalenztoleranz) führt und so auch eine Reduktion der Möglichkeit zur Identität bewirkt beziehungsweise einem nicht mehr erlaubt,

die daraus resultierenden psychischen Probleme und Konflikte sich selbst und anderen transparent zu machen.

2.3. Interaktiv-kommunikative Störungen

Dem Paradigma des Symbolischen Interaktionismus folgend wurde die Genese der identitätsfördernden Eigenschaften auf der Grundlage symbolisch vermittelter Sozialisationsprozesse definiert. Es konnte die vielfältige Bedeutung der Sprache als Medium für den Aufbau und die Erhaltung der Identität erläutert werden. Anhand der Bedeutung der kommunikativen Kompetenz konnte gezeigt werden, wie eine Einschränkung der Sprache beziehungsweise der Kommunikation auch eine Einschränkung der Identität bewirken kann. Es kann im folgenden angenommen werden, dass Personen, die an Identitätsstörungen leiden, auf Grund ihrer mangelnden kommunikativen Kompetenz auch an Konfliktstrukturen scheitern, wie sie in jeder Interaktion vorkommen können.

Es soll nun dargestellt werden, wie in Familien mit identitäts-hemmenden Sozialisationsbedingungen deren Mitglieder Konflikte und divergierende Bedürfnisse nicht mehr adäquat formulieren und interpretieren können, was dann auch zu interaktiv-kommunikativen Störungen führen kann. Diese lassen sich sowohl auf Systemebene als auch interaktiver Ebene beschreiben. Geht man ausschliesslich vom Aspekt der Systemebene aus, hat dies zur Konsequenz, dass Kommunikationsstörungen situations- und vom konkret sinnlichen Individuum unabhängig, nur allgemein strukturell beschrieben und begründet werden können (BRUNNER et al., 1978, S. 70). Somit werden die an der Interaktion beteiligten kommunizierenden Personen als subjektlose Elemente eines Systems verstanden (vergl. Kap. II. 7.2.). Das Problem der Störung wird dementsprechend reduziert auf eine Dysfunktionalität eines geregelten Rückkopplungssystems (WATZLAWICK et al., 1969, 1980). Wenn WATZLAWICK et al. (1969, S. 43) die Kommunikation als nach festen Regeln verlaufend verstehen und davon ausgehen, dass es belanglos ist, ob diese den Interaktionspartnern bewusst sind oder nicht, beziehungsweise die Reflexion im MEAD'schen (1973) Sinn als Paradoxon bezeichnen, dann heisst das auch, dass die Gesetze der Kommunikation unabhängig

von den kommunizierenden Individuen verlaufen. Im Rahmen unserer Fragestellung interessieren jedoch nebst systemischen Komponenten (WATZLAWICK et al., 1969, 1980) vor allem interaktiv-kommunikative Prozesse und zwar in der Weise, dass die Interaktionspartner sowohl unter dem Aspekt ihrer individuellen Bedürfnisse und Erwartungen, als auch unter den im familialen Sozialisationssystem angeeigneten beziehungsweise vorfindbaren Interaktionsformen (LORENZER, 1971, MEAD, 1973) und ihrer kommunikativen Kompetenz (HABERMAS, 1971, BERNSTEIN, 1974) bezüglich der Möglichkeit des Sozialisanden zur Identität, erfasst werden können.

KRAPPMANN (1971, S. 187) erwähnt, dass Familien mit spezifischen problematischen Sozialbeziehungen ("Pseudogegenseitigkeit" im Sinne von WYNNE et al., 1978, S. 44 ff) sich derer gar nicht bewusst sind. BATESON et al. (1978) zeigen in Anlehnung an die RUSSEL'schen "logischen Typen", dass es, um solche Beziehungen klären zu können und eine kommunikative Verständigung zu erreichen, einer dritten Ebene, nämlich derjenigen der "Metakommunikation" bedarf. Ihre Kommunikationstheorie zeigt die Bedeutung dieser zur Aufrechterhaltung der Interaktion und so auch der Identität, vor allem bei divergierenden Ausgangspositionen. Gerade bei sprachlich sich manifestierenden Störungen wird die Bedeutung der Sprache, welche in ihrer dialogischen Struktur immer wieder auf prinzipielle Grenzen der En- und Dekodierungsleistung stösst, zur Herstellung einer intersubjektiven gegenseitigen Verständigung ersichtlich (vergl. auch HABERMAS, 1971).

Anhand des Störungsbildes der Schizophrenie beschreibt KRAPPMANN (1971, S. 178 ff) Extremformen von Störungen der Identität im Sinne der mangelnden Fähigkeit der Akteure Bedürfnisse und Erwartungen der Interaktionspartner zu interpretieren und mittels Rollenflexibilität in die Interaktion zu integrieren. Sozialisationssysteme, welche rigide Rollen- und Kommunikationsstrukturen aufweisen, führen somit zur stärksten Form von interaktiv-kommunikativen Konflikten, und zwar deswegen, weil die bestehenden Sozialisationsmuster nicht auf der Ebene der gegenseitigen Verständigung verändert werden können. In solchen Systemen dominiert dann auch ein systemimmanent ge-

prägender starrer Rollenbezug, welcher durch die einzelnen Mitglieder (v.a. Sozialisanden) nicht mehr individuell interpretiert und relativiert werden kann. Aber auch neurotische Familien zeigen starke Abwehrreaktionen gegen Einflüsse von aussen, die eine Veränderung der Einstellung und des Verhaltens ihrer Mitglieder notwendig machen könnte (KRAPPMANN, 1971, S. 180). Auch Ihre Interaktions- und Kommunikationsmuster sind formal streng geordnet und verlaufen dementsprechend ritualartig (systemspezifische Differenzierung nach toleriertem und negativ sanktioniertem Verhalten), damit ein einmal vorhandenes Sozialisationsmuster aufrecht erhalten werden kann.

Die rigiden identitätshemmenden Rollen- und Kommunikationsmuster haben also in beiden Familiensystemen die Funktion der Bestandenserhaltung und werden durch die Sozialisationsagenten oft repressiv vertreten. Da die Familienmitglieder die an sie gerichteten Erwartungen nicht reflektieren können, wird auch die Möglichkeit zur aktiven, bewussten Konfliktverarbeitung auf dialogischer Ebene eingeschränkt (KRAPPMANN, 1971, S. 181 ff). Besondere Schwierigkeiten bestehen für Sozialisanden in solchen Familien vor allem dann, wenn eigene Bedürfnisse durchgesetzt werden sollten oder, wenn sie sich von der Familie lösen wollen, beziehungsweise wenn sie in Interaktionssysteme wie zum Beispiel das der Schule eintreten müssen, in denen nicht dieselben rigiden Rollenmuster vorkommen und dementsprechend die Grundqualifikationen des Rollenhandelns notwendig sind. Auf Grund seiner eingeschränkten kommunikativen Kompetenz kann dann ein Sozialisand, welcher in einem solchen Familiensystem primär sozialisiert wurde, Schwierigkeiten bekunden, sich den differenzierten Kommunikationsstrukturen anzupassen und die daraus resultierenden Konflikte reflexiv und kommunikativ zu bewältigen (HAEBERLIN, 1978, S. 75).

2.3.1. Kommunikationsstörungen

Das Ziel menschlicher Kommunikation kann in Anlehnung an BECK (1975, S. 104) als die rationale Verständigung über symbolisch vermittelte Sinngehalte definiert werden. Es sollte also der

wahre Konsensus zwischen den Interaktionspartnern erreicht werden. Der vermeintlich falsche Konsensus basiert auf einer nicht rationalen, nicht diskursiv geführten Kommunikation. Im Falle mangelnder Verständigung müssen die Interaktionspartner, wollen sie einen Konsens finden, gedanklich aus der Interaktion heraustreten und auf der Metaebene über die Kommunikation kommunizieren (Diskurs), ähnlich wie dies in der Selbstreflexion geschieht, indem man sich selbst zum Objekt des Denkens macht. In Anlehnung an HABERMAS (1971, S. 136) kann davon ausgegangen werden, dass die in einen Diskurs eintretenden Interaktionspartner eine ähnliche Strategie anwenden müssen, wie wenn sie eine Balance zwischen individuellen Bedürfnissen und Fremderwartungen im Sinne der Identität erreichen wollen, das heisst, sie müssen sich so verhalten, als ob ein Konsens prinzipiell möglich wäre und bereit sein, sich dementsprechend zu arrangieren (vergl. auch KRAPPMANN, 1971). Dies setzt jedoch voraus, dass Geltungsansprüche von Meinungen und Normen grundsätzlich begründbar sind, was bedeutet, dass deren Legitimität nicht mit äusserem Zwang durchgesetzt oder ohne Reflexion übernommen wird. Die Möglichkeit zum Diskurs, wie sie HABERMAS (1972) beschreibt, ist an idealtypische Kommunikationsstrukturen gebunden und somit in realen Situationen nicht vollumfänglich vorfindbar. Trotzdem eignen sie sich, wie im folgenden noch gezeigt werden soll, als Erklärungsgrundlage für Kommunikationsstörungen (vergl. auch HAEBERLIN, 1978, S. 53).

Nach HABERMAS (1971) verläuft eine Kommunikation dann ungestört, wenn die Interaktionspartner eine Verständigung in folgenden vier Punkten erzielen, sodass sie:

- "den pragmatischen Sinn der interpersonalen Beziehung (der im Sprechakt auch verbalisiert werden kann) intensional mitteilen und entsprechend auffassen können;
- den Sinn des propositionalen Gehaltes ihrer Äusserungen intensional mitteilen und entsprechend auffassen können;
- den Geltungsanspruch der Meinungen, die sie kommunizieren, nicht in Frage stellen; und

- den Geltungsanspruch der Handlungsnorm, der sie jeweils folgen wollen, akzeptieren können." (HABERMAS, 1971, S.116).

Störungen auf diesen vier Ebenen können entstehen, wenn die Interaktionspartner nicht wissen, in welcher Beziehung sie zueinander stehen und den Inhalt beziehungsweise die impliziten Intensionen der gemachten Äusserungen nicht verstehen. Zudem müssen sich die Akteure darüber im klaren sein, ob und warum sich etwas so verhält, wie es in den kommunikativen Verhaltensweisen zum Ausdruck gebracht wird, und ob sich die andern adäquat verhalten und sie dementsprechend ihr Handeln danach ausrichten sollen (BECK, 1975, S. 107).

Sobald die oben erwähnten Sachverhalte und Beziehungsdefinitionen in Frage gestellt werden, müssen die Akteure, wenn sie dennoch auf kommunikativer Ebene einen Konsens erzielen wollen, zum Diskurs als Metakommunikation übergehen, um so ihre Geltungsansprüche gegenseitig begründen zu können (BATESON et al., 1978). Gemäss diesen Kriterien können, und dies erwähnt auch BECK (1975, S. 107), Kommunikationsstörungen zwischen Interaktionspartnern unter folgenden Bedingungen auftreten:

- Wenn nicht in einen Diskurs eingetreten werden kann;
- wenn ein Diskurs nicht in die Dimension der Kommunikation zurückübersetzt werden kann;
- bei Pseudo-Diskurs (Akteure bleiben in den Handlungszwängen der Kommunikation verhaftet).

Die Frage, ob Kommunikationsstörungen in realen Interaktionssituationen tatsächlich auftreten, lässt sich nach zwei Faktoren differenzieren, nämlich erstens nach der kommunikativen Kompetenz der Interaktionspartner und zweitens nach den strukturellen Eigenschaften der Interaktionssituationen.

2.4. Strukturelle Bedingungen

Bezugnehmend auf BRUNNER et al. (1978, S. 42) können interaktiv-kommunikative Konflikte (Identitätsstörungen) idealtypisch folgenden drei Erklärungsebenen zugeordnet werden:

- Individuellen Unterschieden in den Rollenvollzugsmöglich-

keiten (individueller Aspekt);

- Interaktionsstrukturen in Kommunikationssystemen, in welchen das Individuum keine Möglichkeit erhält, die von Interaktionspartnern bestimmten Verhaltensmuster zu modifizieren (interaktiver Aspekt);
- bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen in ihrer übersituativen Wirkung in Form von allgemeinen strukturellen, institutionalisierten Handlungszwängen (systemischer Aspekt).

Im Rahmen der interaktionistischen Konzeption in dieser Arbeit interessieren im Hinblick auf eine Modifikation der interaktiv-kommunikativen Strukturen in der Familie zur Erhöhung der Balance zwischen Selbst- und Fremdbestimmung im Sinne der Möglichkeit zur Identität, primär die ersten zwei Wirkungsebenen, da die dritte nur anhand gesamtgesellschaftlicher Veränderungsstrategien, welche therapeutisch nicht relevant sind, erfasst werden kann. Systemspezifische Erklärungsansätze werden also nur auf die Familie als Sozialisationssystem angewendet. Im folgenden wird nun gemäss Fragestellung auf familial bedingte symptomatische Identitätsstörungen, das heisst auf interaktiv-kommunikative Konflikte, welche beim Sozialisanden in Form von Verhaltensstörungen manifest werden und somit klinisch von Bedeutung sind, eingegangen. Dementsprechend kann folgende Differenzierung vorgenommen werden:

- Primäre Auffälligkeit: Symptomatische Identitätsstörungen des Sozialisanden in der Familie bei mangelnder interaktiv-kommunikativer Flexibilität derselben infolge systemimmanent gestörter Kommunikationsstruktur (Intra-System-Konflikt);
- sekundäre Auffälligkeit: Symptomatische Identitätsstörungen bei der Adaption an Kommunikationsstrukturen in verschiedenen Systemen mit unterschiedlichen Sozialisationsstrukturen, infolge familialbedingter mangelnder interaktiv-kommunikativer Flexibilität des Sozialisanden (Inter-System-Konflikt).

Bei gestörter Kommunikation auf der Ebene der Familie wird die Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften des Sozialisanden innerhalb des Systems auf Grund der rigiden Sozialisationsstrukturen und der mangelnden Fähigkeit der Mit-

glieder die Bedürfnisse der Interaktionspartner zu antizipieren, beziehungsweise die eigenen adäquat zu kommunizieren, erschwert. Es kann davon ausgegangen werden, dass unter solchen Bedingungen nur eine systemimmanente, pseudo-gegenseitige Verständigung möglich ist (WYNNE et al., 1978) und so auch von Identitätsstörungen gesprochen werden kann, obwohl diese nicht Symptomwert aufweisen müssen (Intra-System-Konflikt). Bei Identitätsstörungen, welche erst bei Systemwechsel beim Sozialisanden symptomatisch werden (Inter-System-Konflikt) erlebt dieser einen Bruch seiner im Rahmen der familialen Sozialisation internalisierten interaktiv-kommunikativen Verhaltensweisen, welchen er nicht aus eigener Kraft bewältigen kann. HAEBERLIN (1978, S. 134) weist darauf hin, dass beim Wechsel von einem Sozialisationssystem in eines mit divergierenden Strukturen auch Sozialisanden, welche innerhalb der Familie nicht auffällig waren, auf Grund ihrer mangelnden kommunikativen Kompetenz Identitätskonflikte haben können. Bezüglich der Störungsanzeichen unterscheiden sich die beiden Konflikttypen insofern, als bei ersterem eine Symptomanifestation des Sozialisanden schon in der Familie zu registrieren ist, während bei letzterem bei ihm erst bei Systemwechsel Störungsanzeichen auftreten. In beiden Fällen ist aber der Sozialisand als Symptomträger Indikator für eine mit dem Familiensystem zu begründende Kommunikationsstruktur, auf Grund deren er sich die identitätsfördernden Eigenschaften nur in ungenügender Weise aneignen konnte.

2.5. Zusammenfassung

Personen, die an Identitätsstörungen leiden, scheitern auf Grund ihrer mangelnden kommunikativen Kompetenz infolge mangelnder Fähigkeit zur Rollenflexibilität an Konfliktstrukturen, wie sie in jeder Interaktion auftreten können. Im Zusammenhang mit der Familie als primäres Sozialisationssystem können zwei Formen von Einschränkung der kommunikativen Kompetenz differenziert werden:

- Restringierter Sprachcode bei geschlossenen Kommunikationssystemen;

- restingierter Sprachcode bei Exkommunikation im Sinne der Desymbolisierung als Verdrängungsprozess.

Geschlossene Kommunikationssysteme weisen eine rigide Rollen- und Kommunikationsstruktur auf und führen in extremer Ausprägung zu interaktiv-kommunikativen Störungen, wie sie in Familien von Schizophrenen vorkommen. Solche Sozialisations-systeme haben einen stark subjektiv geprägten (system-zen-trierten) Rollenbezug, welcher durch die einzelnen Familien-mitglieder nicht mehr individuell interpretiert und relati-viert werden kann.

Im Sinne eines Verdrängungskonfliktes lassen sich Desymboli-sierungsprozesse als Exkommunikation beschreiben, das heisst bewusste Sprachsymbole werden, ohne dabei ihren Einfluss auf das Verhalten zu verlieren, ins Unbewusste abgespalten, da sie bei einem Verbleiben im Bewusstsein konfliktfördernde Divergenzen auslösen werden.

Bei beiden Typen der Einschränkung der kommunikativen Kompe-tenz wird auch die soziale Handlungskompetenz auf der Grund-lage der Reflexion und so auch die Möglichkeit zur Identität in interaktiv-kommunikativen Prozessen eingeschränkt. Identi-tätsstörungen auf Grund familialer Sprachsozialisationspro-zeesse können beim Sozialisanden als Symptomträger in Form von Intra-System-Konflikten und Inter-System-Konflikten auftreten. Während bei der ersten Konfliktgruppe die Symptome des Sozia-lisanden schon auf der Ebene der Familie manifest werden, zeigen sich diese bei der zweiten erst bei seinem Eintritt in ein System mit divergierenden Sozialisationsmustern, und zwar in diesem und/oder in der Familie. In beiden Fällen kann die symptomatische Störung des Sozialisanden als Indikator für eine im familialen Sozialisationssystem vorfindbare Rollen- und Kommunikationsstruktur aufgefasst werden, auf Grund deren er die identitätsfördernden Eigenschaften nicht adäquat ent-wickeln konnte.

3. Familiäre Sozialisationsbedingungen

3.1. Einleitung

Die Problemstellung in diesem Kapitel bildet die Begründung und Darstellung der Wirkungszusammenhänge von familialen Sozialisationsformen, welche die Entfaltung des Potentials an identitätsfördernden Fähigkeiten des Sozialisanden einschränken. Gemäss den bisherigen Ausführungen kann in Anlehnung an BECK (1975, S. 103) davon ausgegangen werden, dass interaktiv-kommunikative Systeme unter dem Aspekt untersucht werden müssen, wie starr und wie zwingend Rollennormen festgelegt sind (Rigiditätsgrad), wie abweichende Rolleninterpretationen sanktioniert werden (Repressivitätsgrad) und inwieweit in Interaktionsbeziehungen eine Kommunikation über Situations- und Rollendefinitionen überhaupt möglich ist.

Sowohl die Resultate der empirischen Sozialisationsforschung als auch die praktischen Erfahrungen lassen in der Familie Risikofaktoren für Identitätsstörungen ersichtlich werden. Wenn man die Familie als Sozialisationssystem mit ihren spezifischen Rollenstrukturen und -vollzugsmöglichkeiten als Risikofaktor bezeichnet, bedeutet dies nicht a priori eine Abwertung ihrer Funktion, sondern vielmehr soll gezeigt werden, dass es neben psychischen Störungen, welche primär im Individuum liegend begründet werden können (diese manifestieren sich jedoch auch im familialen System und stehen so in Abhängigkeit zu diesem), es noch Störungen gibt, deren Entstehungsursachen vorwiegend auf interaktiv-kommunikativer Ebene zu suchen sind. Dementsprechend ist es angebracht, sowohl individuelle und interaktive Ursachen von Störungen als auch Reaktionen des Sozialisationssystems auf diese zu erfassen. Unter Bezugnahme auf LUBAN-PLOZZA (1975, S. 164) lassen sich im Rahmen der familialen Sozialisation folgende Risikofaktoren differenzieren:

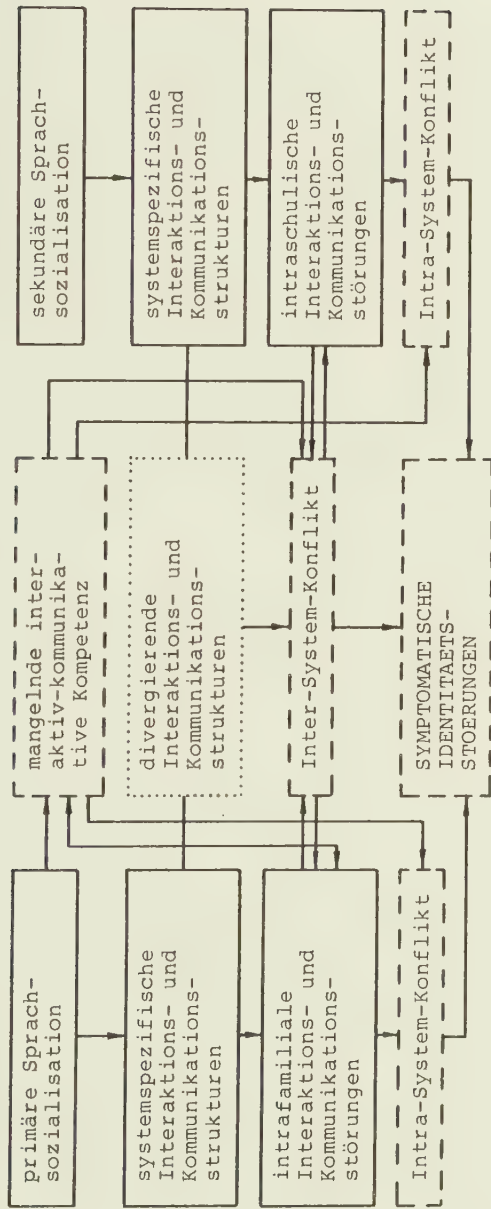
- Sozialisationsprozesse, welche beim Individuum störungsin-
dizierend wirken;
- Sozialisationsprozesse, welche individuelle Störungsdispo-
sitionen manifest werden lassen beziehungsweise verstärken.

Im Rahmen der Fragestellung in dieser Arbeit interessieren spezifische Sozialisationsbedingungen der Familie, die als Ursache für innerfamiliäre (Intra-System-Konflikt) und ausserfamiliäre (Inter-System-Konflikt) Störungen des Sozialisanden betrachtet werden können. Es soll nun gezeigt werden, dass wenn identitätshemmende Faktoren des primären Sozialisationssystems klinisch relevant akut werden, sie sich in dieser Form oft nur bei einem Familienmitglied (Symptomträger) symptomatisch manifestieren. Eine solche Symptomanifestation wird im folgenden sowohl auf der Ebene der Familie als auch auf derjenigen der Schule beschrieben. Bei letzterer (Inter-System-Konflikt) wird exemplarisch dargestellt, wie symptomatische Identitätsstörungen infolge sprachsozialisationsbedingter mangelnder kommunikativen Kompetenz des Sozialisanden erst bei einem Wechsel vom familialen in das schulische Sozialisationssystem auftreten können. Im Sinne einer Präzisierung muss noch erwähnt werden, dass im schulischen Sozialisationssystem auftretende Konflikte des Sozialisanden, bezogen auf dieses, vordergründig als Intra-System-Konflikt erscheinen, gemäss dem Konzept dieser Arbeit aber als Inter-System-Konflikt zu begründen sind. Im folgenden werden also innerfamiliäre und bei Systemwechsel auftretende Identitätskonflikte unter Berücksichtigung der Wirkung der Primärsozialisation auf der Ebene der Familie beschrieben. Diese beiden Konflikttypen lassen sich in vereinfachter Form wie folgt (siehe nächste Seite Abb. 6) darstellen:

Abb. 6

familiales Sozialisationssystem

schulisches Sozialisationssystem



□ Sozialisationssystem

--- Sozialisand (Symptomträger)

3.2. Familie als störungsauslösendes System

Die anschliessenden Erläuterungen über die Bedeutung von systemorientierten Erklärungsansätzen für die Begründung von familialbedingten Identitätsstörungen, welche sich beim Sozialisanden symptomatisch manifestieren, basieren auf den theoretischen Implikationen der Modelle von WATZLAWICK et al. (1969, 1974, 1980) und SELVINI et al. (1976, 1978). Systemtheoretische Ansätze gehen davon aus, dass die Ursachen von Verhaltensstörungen nicht Individuum-zentriert (verdinglicht) im Sinne der linear kausalen Methode erfasst werden können, sondern vielmehr auf der Grundlage der Erforschung der wechselseitigen Beeinflussung von Individuen in Handlungssystemen mit ihren spezifischen Strukturen, ausgehend von der Interaktion, Rückkopplung und Kreisförmigkeit der Kommunikation, zu erklären sind. SELVINI et al. (1978) beschreiben folgende drei grundlegende Eigenschaften von offenen Systemen, welche auch für das familiäre Sozialisationssystem Verbindlichkeitscharakter aufweisen:

"- Ganzheit:

Das System überschreitet die individuellen Merkmale seiner Teile bei weitem; es ist nicht einfach eine Summierung seiner Komponenten, sondern es hat seine eigene Komplexität und Originalität; jede Veränderung eines einzelnen Teiles betrifft auch alle übrigen und kann zur Folge haben, dass das System insgesamt ein anderes wird.

- Selbststeuerung:

Mit der Verwendung der Begriffe Information und Kommunikation gewinnt auch das "Feedback" (Rückkopplung oder Retroaktion) an Bedeutung, jene Rückinformation also, die dem ursprünglichen Sender mitteilt, welche Modifikation seine Botschaft beim Empfänger erfahren hat, und die den Sender zu weiterer Kommunikation veranlasst. Diese Sequenz ist theoretisch endlos. Rückkopplungen können negativ oder positiv sein. Während die negative Rückkopplung den auf Veränderung gerichteten Druck schwächt oder annulliert und so die Homöostase begünstigt, erweitert und verstärkt die positive Rückkopplung die Forderung nach Veränderung und

begünstigt so die Transformation.

- Aequifinalität:

Die Modifikationen im Inneren eines Systems, wie sie im Laufe der Zeit aufeinander folgen, sind weitgehend unabhängig von den anfänglichen Bedingungen. Sie ergeben sich vielmehr aus den innerhalb des Systems ablaufenden Prozessen und aus den Regeln, nach denen das System funktioniert und durch die letztlich aus gleichen Anfangszuständen verschiedene Endzustände entstehen können beziehungsweise umgekehrt. Entscheidend sind also nicht die Bedingungen am Anfang, sondern die organisatorischen Parameter des Systems zum jeweiligen Zeitpunkt." (SELVINI, 1978, S. 55 f).

Dementsprechend sollte die diagnostische und therapeutische Erfassung und Beurteilung von Störungen sich nicht nur auf das Individuum beschränken, sondern auch das Kommunikationssystem miteinbeziehen, um "....in jeder einzelnen Situation die gerade wirksamen Regeln des systemischen Spiels zu erkennen, um so zu einer Strategie der Intervention zu finden, die auf die Regeln der Interaktion Einfluss nehmen und so - über die Strukturierung positiver Rückkopplungen - eine Veränderung herbeiführen können." (Ebd., S. 52). Zur Erfassung der systemischen Spielregeln können die fünf pragmatischen Axiome von WATZLAWICK et al. (1969) unter Berücksichtigung der einschränkenden Kritik, wie sie im Kapitel III. 4. formuliert sind, angewendet werden. Auf dieser Betrachtungsebene verändert sich somit auch die Bedeutung der klassischen Patientenrolle (medizinisch orientiertes Labeling) und zwar in dem Sinne, dass die am Individuum sich manifestierenden Symptome auch als ein Anzeichen für die Dysfunktionalität der Kommunikation innerhalb des Systems betrachtet werden können. Dementsprechend lässt sich auch das Konzept der Normalität als eine objektive Bezugsgrösse relativieren, indem eine Störung als ein Bestandteil des Systems und mit ihm in kreisförmiger Abhängigkeit definiert werden kann. Es kann somit eine Beziehung hergestellt werden zwischen denen, die in einem System ein Verhalten als Störung definieren, und der Person, an der die Störung festgestellt wird (vergl. Kap. II. 4.).

3.2.1. Homöostase und Transformation

Gleichgewichte von Familiensystemen lassen sich gemäss SIEGERT (1977) nach folgenden zwei Kriterien differenzieren erstens: "...inwieweit die zur Realisierung des Zielwertes "Systemerhaltung" verwandten Interpretations- und Handlungsstrategien günstige Sozialisationsbedingungen abgeben, die eine Ausbildung autonomer Handlungsfähigkeit erlauben. Zweitens lassen sich die eingefahrenen Interpretations- und Handlungsstrategien des Familienkontexts danach voneinander abgrenzen, inwieweit sie ein Höchstmass an Bedürfnisbefriedigung aller Mitglieder ermöglichen." (Ebd., S. 53). Das Handlungspotential des familialen Sozialisationssystems lässt sich also anhand der Systemerhaltung, Sozialisationskapazität und der Bedürfnisbefriedigung der Systemmitglieder als grundlegende Zielwerte beurteilen. Empirisch divergieren jedoch Handlungsstrategien oft in dem Sinne, dass eine Zielkollusion entstehen kann. So ist es zum Beispiel möglich, dass bestimmte Sozialisationsmuster, obwohl sie auf der Systemebene der Familie betrachtet unter Umständen funktional sein können, für einen Sozialisanden entweder unmittelbar dysfunktional sind oder dysfunktionale Folgen haben (bzw. umgekehrt).

Wie die meisten Systeme weisen auch familiäre Sozialisationssysteme sowohl eine Tendenz zur Stabilität als auch zur Transformation auf. Zu schwerwiegenden Störungen kann es in solchen Systemen kommen, wenn entweder eine dominante Tendenz zur Transformation oder eine ausgeprägte Tendenz zur Homöostase besteht. Im Bezug auf interaktiv-kommunikative Sozialisationssysteme würde ersterer Fall bedeuten, dass auf Grund einer ständigen Veränderung der Struktur die Beziehungsdefinitionen der Akteure sehr erschwert würden. Die zweite Möglichkeit basiert auf dem Vorhandensein einer rigiden Kommunikationsstruktur wie sie im Zusammenhang mit dem restringierten Sprachcode beschrieben wurde.

Offene Sozialisationssysteme (Familie, Schule) neigen trotz einer ökonomischen Tendenz zur Stabilität, auf Grund von inneren und äusseren Impulsen zur Transformation. Familiäre Systeme erreichen nach SELVINI et al. (1978, S. 77) normaler

weise ein Gleichgewicht zwischen den beiden Tendenzen. Sind diese Systeme jedoch rigid strukturiert und verfügen dementsprechend auch nicht über flexible Rollen- und Kommunikationsstrukturen, betonen sie die Stabilität gegenüber der Transformation. Solche identitätshemmende Familiensysteme haben eine ausgeprägte Tendenz, einmal gelernte Lösungen im Dienste der Homöostase zu wiederholen. Sind nun in einem solchen System die gewohnten Kommunikationsstrukturen so bedroht, dass sie nicht mehr durch seine Mitglieder kontrolliert werden können, so versuchen diese oft mit äusserer Hilfe (z.B. Psychologe), die bestehende Systemform zu erhalten. Die Familie, die in einem solchen Falle den Psychologen zur Behandlung eines ihrer Mitglieder aufsucht, oder auch Lehrer, welche verhaltensauffällige Schüler den Schulpsychologen überweisen, haben vorwiegend die Intension, ein bestehendes System zu erhalten, und zwar auf Kosten einer verhaltensmodifizierenden Intervention beim "Patienten". Diese Verteidigung der Homöostase als Veränderung erster Ordnung (WATZLAWICK et al., 1974), also die ausschliessliche Behandlung des als gestört empfundenen Individuums (Symptomträger), ermöglicht jedoch noch nicht a priori eine Verbesserung der funktionalen Kommunikation auf Systemebene.

Wenn im folgenden versucht wird, anhand einer Analyse von möglichen Konfliktstrukturen spezifische identitätshemmende familiäre Sozialisationsmuster darzustellen, wird davon ausgegangen, dass bei Identitätsstörungen zwei Systemreferenzen berücksichtigt werden sollten, nämlich sowohl das Individuum als auch die Familie als interaktiv-kommunikatives System. Auf Grund dieser erweiterten Perspektive kann sowohl die Bestandessicherung des familialen Systems als auch ihre Bedeutung für die Möglichkeit zur Identität der Systemmitglieder berücksichtigt werden. Infolge der extremen Abhängigkeit (komplementäre Beziehungsstruktur) und des strukturellen Machtgefälles zwischen elterlichen Sozialisationsagenten und Sozialisanden (v.a. in der frühkindlichen Entwicklungs- und Sozialisationsphase) haben ja familiäre Interaktions- und Kommunikationsmuster auch einen grossen Einfluss auf die Ent-

wicklung der identitätsfördernden Eigenschaften desselben.

Es soll nun der Wirkungszusammenhang von identitätshemmenden familialen Konfliktbewältigungsstrategien, in Terms der Rollen- und Kommunikationstheorie und der Balance zwischen Stabilität und Transformation aufgezeigt werden. Die Funktionalität des Familiensystems beruht auf einer allgemeinen Handlungsproblematik und ist abhängig von der Möglichkeit der Akteure, ihre Identität auch bei konkurrierenden Identitätsentwürfen ihrer Interaktionspartner darzustellen und aufrecht zu erhalten.

In Kapitel III. 2.5. wurden als strukturelle Voraussetzungen für Störungen der Identität rigide Rollen- und Kommunikationsstrukturen im Rahmen der familialen Sprachsozialisation genannt. In der klinischen Literatur wird in diesem Zusammenhang oft auf den hohen Stabilitätsgrad solcher Familiensysteme hingewiesen, welche auch starre Denk- und Handlungszüge aufweisen, die als signifikantes Bezugssystem erfahren werden. Dementsprechend kann angenommen werden, dass ein System, das sich so extrem adjustiert und in dem ausserfamiliale Informationen nur noch reduzierten Einlass finden und Einfluss haben, gegen den Idealtyp des geschlossenen Systems tendiert. Dies erfordert einen hohen Energieaufwand seitens der Familienmitglieder für das Ausblenden und die Absorbition von ausserfamilialen Sozialisationseffekten. In solch geschlossenen und meist auch homöostatischen Familiensystemen internalisieren die Systemmitglieder die Interaktions- und Kommunikationsmuster, ohne mit möglichen Alternativen konfrontiert zu werden. Auch KRAPP-MANN (1978, S. 181) erwähnt Familiensysteme, die sich auf diverse Arten gegen Umwelteinflüsse, welche die rigiden Interaktions- und Kommunikationsformen in Frage stellen könnten, isolieren, und so eine "Familienidentität" (WYNNE et al., 1969) entwickeln, "...die einen in sich selbst erhaltenden Druck ausübt und in pathologischen Fällen die Identität der einzelnen einengt oder sogar überhaupt nicht zulässt." (Ebd., S.169). Die Bedeutung der Wirkung von erweiterten Sozialkontakten auf das Familiensystem darf insofern nicht überschätzt werden,

als die Rezeption derselben gerade bei geschlossenen Kommunikationssystemen durch den "Familienfilter" stark vorstrukturiert wird. In Familien mit solch rigiden Sozialisationsstrukturen können Beziehungsmuster, wie sie WYNNE et al. (1969) auch beschreiben, vorgefunden werden. Nach SIEGERT (1977, S. 33) kann in solchen Fällen das innere Gleichgewicht bei divergierenden Zielwerten oder fehlendem situativen Konsens durch "Vermeidungsimperative" aufrechterhalten werden. Dieser Umstand hat natürlich auch Konsequenzen für die Identität, ist doch davon auszugehen, dass durch systemimmanent auftretende homöostatisch wirkende familiäre Konfliktstrategien die Möglichkeit zur Aneignung der sozialen Handlungskompetenz beeinträchtigt werden kann. Dafür spricht auch die empirische Evidenz. Dementsprechend bildet eine balancierte Systemoffenheit im Rahmen der primären Sozialisation eine optimale Voraussetzung für die Genese der identitätsfördernden Eigenschaften des Sozialisanden.

3.2.2. Rolleninduktionsprozesse als Sündenbockstrategie

Wenn die individuellen Symptome von Identitätsstörung als interaktiv-kommunikative Konflikte unter dem Aspekt der Familie als primäres Sprachsozialisationsystem begründet werden, ist es auch naheliegend im Sinne von WATZLAWICK et al. (1969), deren Zusammenhang mit dem familialen System zu untersuchen. In der Literatur über Interaktionskonflikte in Familien wird oft auf die Bedeutung der integrativen Funktion symptomatischer Störungen der Sozialisanden im Hinblick auf die Erhaltung eines gestörten familialen Handlungssystems hingewiesen (vergl. u.a. RICHTER, 1969, VOGEL et al., 1969 und WATZLAWICK et al., 1969). So schreiben VOGEL et al. zum Beispiel: "... in einer grossen Anzahl von Fällen kann eine Gruppe aber auch dadurch Einheit erzielen, dass sie ein besonderes Mitglied dieser Gruppe zum Sündenbock macht (Rolleninduktionsprozesse, Anm. d. Verf.). So kann derjenige, der von der Gruppe einwenig abweicht, für sie eine wertvolle Funktion erfüllen, indem er ein Ventil für ihre Spannungen darstellt und eine Basis zur Solidarität schafft." (Ebd., 1969, S. 246). Dementsprechend können Konfliktstrategien auch als Integrations-

versuche definiert werden, welche die Funktion von Gleichgewichtsregulatoren in Handlungssystemen haben und die eine Stabilisierung von Interaktionsmustern zur Erhaltung eines bestehenden Systems auf Kosten eines ihrer Mitglieder ermöglichen. Qualität und Quantität solcher Problemlösungsstrategien, welche verschiedene Bewusstseinsstufen erreichen können, lassen sich in Abhängigkeit zu den sprachsozialisationsbedingten Grundqualifikationen des Rollenhandelns (Empathie, Rollendistanz und Ambivalenztoleranz) und der kommunikativen Kompetenz bestimmen.

In Anlehnung an KRAPPMANN (1971, S. 182) kann davon ausgegangen werden, dass sich gerade Sozialisanden wegen ihrer grossen Abhängigkeit von den Sozialisationsagenten (Eltern) den Repressionen und Rolleninduktionsprozessen derselben beziehungsweise anderen identitätshemmenden Einflüssen oft nicht entziehen können. WATZLAWICK et al. (1969, 1980) haben am Beispiel von Rolleninduktionsprozessen deutlich gemacht, dass die Verwicklung von Sozialisanden in familiäre Beziehungskonflikte einen wichtigen Mechanismus zur Integration des familialen Handlungssystems darstellen kann. Sofern Sozialisanden nun zur Lösung von Beziehungskonflikten "gebraucht" werden, haben diese oft nur temporäre Konfliktlösungsfunktionen, welche der Aufrechterhaltung des gestörten familialen Systems zwar dienlich sein können, auf das Systemmitglied Kind jedoch identitätshemmend wirken. VOGEL et al. (1969) schreiben dazu: "Kurz, der Mechanismus der Sündenbockjagd erfüllt eine Funktion für die Familie als Gruppe, wirkt sich aber für die emotionale Gesundheit des Kindes und seine Anpassung ausserhalb der Orientierung bietenden Familie als Dysfunktion aus." (Ebd., S. 273). Es wird also ersichtlich, dass Systemleistungen nur relativ auf Zielwerte von Systemen zu definieren sind (SIEGERT, 1977, S. 95).

Im folgenden werden die Phasen beschrieben, die zu einer Rolleninduktion im Sinne der Sündenbockstrategie führen. Als Initialphase lässt sich die Selektion beziehungsweise die Bewertung bestimmter kindlicher Verhaltensweisen durch die Sozialisationsagenten bezeichnen. Die faktische Auswahl der

zu diskriminierenden Verhaltensweisen des Sozialisanden stehen natürlich in Abhängigkeit zur familialen Konfliktlage. Sobald dieser in die Sonderrolle des Verhaltensgestörten versetzt worden ist, wird sein "problematisches Verhalten" verstärkt, damit ein durch seine Symptome erzieltes familiales Gleichgewicht nicht wieder bedroht wird. Es ist auch möglich, dass beim Sozialisanden, bei dem eine Sündenbockrolle induziert wird, die missbilligten Verhaltensweisen gar nicht vorhanden sind und diese nur eine elterliche Projektion widerspiegeln. Diese beiden nicht durch das Kind verursachten Verhaltensprobleme ermöglichen dann den Eltern unter Umständen eine Verständigung über Probleme, die ihnen nicht als ihre eigenen erscheinen müssen. Somit wird der Sozialisand zum Kommunikationsfokus elterlicher Interaktionen. Des weiteren kann eine Familie auf Grund der von ihnen geschaffenen Situation nun noch zusätzlich auch externen Standards (Konformität) **nachkommen**, indem sie auf die sich abzeichnende Fehlentwicklung vordergründig eingeht.

Durch die bewusste und unbewusste Rollenzuweisung zeichnet sich der Mechanismus der Sündenbockstrategie durch implizite und explizite Widersprüche aus. Solche Divergenzen manifestieren sich in interaktiv-kommunikativen Prozessen auf zwei Ebenen. "Entweder besteht ein Widerspruch zwischen verbaler und expressiver Kommunikation, oder aber der Zusammenhang zwischen angekündigten Verhaltensweisen und faktischem Handeln ist inkonsistent." (SIEGERT, 1977, S. 86).

Sündenbockstrategien haben eine gewisse Ähnlichkeit mit "double bind"-Situationen (vergl. Kap. III. 4.4.). So entsprechen zum Beispiel nach strukturellen Kriterien beurteilt, die Bedingungen für eine systematische Erzeugung von Beziehungsfällen denen für die Entstehung der Sündenbockstrategie. Trotzdem unterscheiden sich die beiden, und zwar insofern, als bei "double bind"-Situationen nicht von projizierten oder faktischen kindlichen Problemlagen ausgegangen werden kann, während in der Sündenbockstrategie eine gerichtete Verstärkung des induzierten Problemverhaltens stattfindet. In diesem Zusammenhang gilt es noch, die Wertigkeit der einander widersprechenden Merkmale in diesen zwei Problemkonstellationen zu differen-

zieren. In "double bind"-Situationen ist der Sozialisand infolge mangelnder metakommunikativer Kompetenz sowie mangelnder "Desambiguierungshilfe" seitens signifikanter Bezugspersonen ausserstande zu entscheiden, auf welche der zwei Botschaften er reagieren soll (Beziehungsfalle). Im Gegensatz dazu wird bei Sündenbockkonstellationen das "unerwünschte" Verhalten seitens der Interaktionspartner ständig verstärkt, was einer unterschiedlichen Wertigkeit der divergierenden Botschaften entspricht. So kann man in Anlehnung an SIEGERT (1977, S. 67) davon ausgehen, dass bei Rolleninduktionsprozessen als Sündenbockstrategie die Sozialisationsagenten das unbewusst induzierte Fehlverhalten verstärken und negative Sanktionen nur pro forma anwenden. Dies führt dann dazu, dass der Sozialisand im Laufe der Zeit die ihm zugedachte Sündenbockrolle internalisiert und dann durch seine Symptome auch unabhängig von aktuellen Rollenzuweisungen imponiert. Eine auf diese Weise induzierte Symptomatologie repräsentiert einen Systemintegrationsmodus, im Sinne eines konsensfähigen Inhaltsaspekts der kindlichen Identitätsstörung, welche insofern auf das familiäre System stabilisierend wirken kann, als die andern Familienmitglieder zu gemeinsamen Entscheidungen und Handlungen veranlasst werden können. Bei einer solchen Problemkonstellation kann also eine direkte Interdependenz zwischen familialer Konfliktlage und Identitätsstörung des Sozialisanden angenommen werden. Im Zusammenhang mit der Dysfunktion der Sündenbockstrategie kann in Anlehnung an die Untersuchungen von VOGEL et al. (1969, S. 270) erwähnt werden, dass es sich hierbei nur um eine vorübergehende Pseudostabilität des Familiensystems handelt. Diese kann nur solange aufrecht erhalten werden, wie der Sozialisand gegen intensive Aussenkontakte abgeschirmt werden kann. Spätestens aber wenn er institutionalisierte Aussenkontakte (z.B. Kindergarten, Schule) aufnimmt, entstehen bei ihm Konflikte (Inter-System Konflikte) zwischen primärem und sekundärem Sozialisationsystem (ebd., S. 271). Zu diesem Zeitpunkt erfolgen auch die meisten Einweisungen in psychiatrische und psychologische Institutionen, durch welche der "Störungsgewinn" für die Familie insofern relativiert wird, als ihre ausserfamiliäre Repräsentanz belastet wird.

3.3. Interaktiv-kommunikative Störungen bei familialen Konflikten (Intra-System-Konflikt)

Gemäss Problemstellung gilt es unter Bezugnahme auf kritisch-interaktionistische Theorieansätze nochmals hervorzuheben, dass das Gleichgewicht von Interaktionen eine Erwartungskomplementarität voraussetzt und dass die Erreichung einer Gegenseitigkeit eine Minimalbedingung ist für die in Interaktionen zu erreichende beidseitige Aufrechterhaltung der Identität. Im letzten Kapitel konnte am Beispiel von Rolleninduktionsprozessen gezeigt werden, dass identitätshemmende Konfliktstrategien als manipulative Lösungsversuche einzelner Akteure zur Herstellung eines pseudostabilen familialen Gleichgewichts interpretiert und begründet werden können. Bei solchen Prozessen wird auf interaktiver Ebene ein Konflikt auf Grund einer einseitigen Entscheidung ohne Diskurs induziert, indem der Sozialisationsagent, und zwar oft ohne dabei eine Rollenmodifikation vollziehen zu müssen, den Sozialisanden veranlasst, die komplementäre Rolle zu übernehmen (SIEGERT, 1977, S. 64). Auf diese Weise wird eine balancierte Veränderung der Rollen aller Interaktionspartner im Sinne der Gegenseitigkeit (adäquate Symmetrie) als Voraussetzung für die Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften des Sozialisanden verunmöglicht, was dann auch zu einer Stagnation der Transformationsfähigkeit des familialen Systems führt. Sozialisanden können so in eine Rolle gedrängt werden, die ihnen nur noch eine restringierte Identitätsdarstellung erlaubt. Als stärkste Form solcher Rolleninduktionsvorgänge sind diejenigen zu bezeichnen, in denen ein Rollenträger infolge repressiver Kontrolle nur noch in aufgezwungenen Verhaltensmustern reagieren kann. Falls solche Konfliktlösungsstrategien als persistierende Interaktionsformen im familialen Sozialisationssystem vorkommen, beeinträchtigen sie die Entwicklung der kommunikativen Kompetenz und der flexiblen Rollenhandhabung als Voraussetzung zur Identität. Im folgenden werden in Anlehnung an SIEGERT (1977, S. 65 ff) exemplarisch die anschliessend aufgeführten identitätshemmenden Strategien von Rolleninduktionsprozessen beim Sozialisanden erläutert:

- Zwangsstrategien
- Gratifikationsstrategien
- Attribuierungsstrategien
- Maskierungsstrategien
- Umdeutungsstrategien.

3.3.1. Zwangsstrategien

Als Zwangsstrategie kann man die repressive Anwendung von verhaltensändernden oder einschränkenden Massnahmen mittels Rolleninduktionsprozessen bezeichnen, welche durch negative Sanktionen erreicht werden. Zwangsstrategien basieren auf einer asymmetrischen Kommunikations- und Rollenstruktur (WATZLAWICK et al., 1969, S. 68 ff), wie sie auch in totalen Institutionen (GOFFMAN, 1967) vorkommen. Sie haben ihre Funktion dann erfüllt, wenn ein bestehender Konflikt durch die Unterwerfung der einen Seite "behooben" werden kann (SIEGERT, 1977, S. 65). Es handelt sich also um Prozesse einer Zwangsintegration in Handlungssysteme. Die Anwendung von Zwangsmassnahmen in Form von elterlichen Sanktionen schränkt den Rollenspielraum des Sozialisanden im familialen Interaktionssystem erheblich ein, da ihre Effizienz wiederum Kontrollmassnahmen voraussetzt, welche ihrerseits die Stabilität des ausgelösten Zwangsgleichgewichts sichern sollen. Längerdauernde Zwangsverhältnisse, vor allem aber auch solche während der primären Sozialisation führen zu Einschränkungen in der Möglichkeit zur Identitätsbildung und -darstellung. Konterstrategien als Reaktion auf repressive Verhältnisse erfordern kommunikative Kompetenz seitens des Sozialisanden, deren Erreichung beziehungsweise Anwendung jedoch auch an flexible interaktionistische Rahmenbedingungen geknüpft ist.

3.3.2. Gratifikationsstrategien

Hierbei handelt es sich im Gegensatz zu den Zwangsstrategien um einen Versuch, Konflikte mittels positiver Sanktionen zu lösen. Jedoch auch diese Strategie basiert auf einem asymmetrischen Rollenverständnis und hat dementsprechend eine autoritäre Wirkung, und zwar in dem Sinn, dass der Sozalisand

Forderungen zustimmt, um eine zu erwartende Belohnung zu erhalten (extrinsische Motivation, oft sachfremd). Die Zusage für gegenwärtige oder zukünftige Belohnungen erzeugt beim Sozialisanden einen Konvergenzdruck, der dazu führen kann, dass er identitätshemmenden Forderungen nachkommt, um eine Gratifikation zu erhalten. Unter solchen Sozialisationsbedingungen hat der Sozialisationsagent oft sowohl das Interpretationsmonopol als auch die Entscheidungskompetenz über die Verwendung der gratifizierenden Ressourcen. Sobald ein System nicht mehr über genügende Ressourcen verfügt - und es ist davon auszugehen, dass die Schwellenwerte des Befriedigungspotentiales des zu belohnenden Sozialisanden ständig steigen - besteht die grosse Wahrscheinlichkeit, dass zur Erhaltung der Systemstabilität, in Ermangelung genügender gratifizierender Ressourcen, zu Zwangsstrategien gewechselt wird.

3.3.3. Attribuierungsstrategien

Bei dieser Strategie reagiert der Sozialisationsagent auf ein Verhalten des Sozialisanden auf Grund einer Zuschreibung (Labeling), welche in einen Wertkontext eingebettet ist. Die Bewertungen, welche oft rigid sind, lassen sich auf einem Kontinuum zwischen den Extremwerten positiver beziehungsweise negativer Verhaltens- oder Eigenschaftsprädikate abbilden. Nach SIEGERT (1977, S. 67 f) können die dabei wirksamen Standards danach differenziert werden, ob es sich bei ihnen um öffentlich abgesicherte oder privatsprachliche Typen handelt. Die Effizienz von familienspezifischen Attribuierungsprozessen hängt davon ab, wieweit ein Familiensystem gegen externe Sozialisationseinflüsse abgeschirmt ist und in welchem Grade zentrale Teile des Selbstbildes eines Sozialisanden auf familienimmanenten Attributen beruhen. Eine Beeinträchtigung der Identität durch disqualifizierende Attribute kann entstehen, wenn in einem Familiensystem übersituativ und zeitlich unbefristet die Identitätsdarstellung des Sozialisanden zugunsten der Erreichung eines familialen Gleichgewichtszustandes eingeschränkt wird, indem rigide interaktiv-kommunikative Sozialisationsmuster vorherrschen. Unter solchen Bedingungen kann

auch das Vertrauen des Sozialisanden in die Adäquanz seiner Wahrnehmung negativ beeinflusst werden. Im Familienkontext manifestieren sich solche Prozesse in Form von permanenten stereotypen Bewertungen und Rollenzuschreibungsprozessen, welche dem Sozialisanden, bei Unfähigkeit diese identitätshemmenden Vorgänge zu interpretieren, verunmöglichen, dass notwendige Mass an autonomer Verhaltenssteuerung vorzunehmen. Eine solche Sozialisationsstruktur beschreibt LAING (1969, S. 274 ff) unter dem Begriff der "Mystifizierung" im Zusammenhang mit schizophrenen Familien.

3.3.4. Maskierungsstrategien

Von Maskierungsstrategien kann man dann sprechen, wenn im Zusammenhang mit einer Konfliktsituation ein Sozialisationsagent den Sozialisanden über seine handlungsleitenden Motive im Ungewissen lässt. Die damit verbundene Verweigerung adäquater Information basiert sowohl auf Techniken des Verhüllens und des Verbergens von qualifizierenden Sachverhalten als auch auf dem Senden von "ambigue cues". Daraus resultiert für den Sozialisanden eine Verunsicherung, da er die ihm gesendeten Response weder abweisen noch akzeptieren kann. Auf diese Weise erreicht der Sozialisationsagent gegenüber dem Sozialisanden einen vergleichsweise grösseren Rollenspielraum, während daraus für letzteren eine vermehrte Handlungsunsicherheit hervorgeht. Orientiert nun zum Beispiel der Sozialisand sein Verhalten im Konfliktfall so, dass er die "ambigue cues" in gewünschter Form desambiguiert, so hat der Sozialisationsagent sein Ziel erreicht, nämlich eine Verhaltensänderung veranlasst, ohne selbst seine Rolle modifizieren zu müssen. Anderenfalls muss, soll der gleiche Effekt erzielt werden, eine der bis anhin erwähnten Strategien angewendet werden. Wesentlich für diese Rolleninduktionstechnik ist die Pseudomodifikation der Rolle des Sozialisationsagenten, die er über "ambigue cues" auslöst. Kommunikationstheoretisch handelt es sich hierbei um einen strategischen Gebrauch (zur Täuschung) analoger Kommunikation.

Im Zusammenhang mit Maskierungsstrategien muss noch auf das Phänomen der Selbsttäuschungsstrategie im Sinne des Selbst-

schutzes aufmerksam gemacht werden, welches sich bei Familienkonflikten oft im therapeutischen Widerstand einzelner Mitglieder manifestiert. Auf diese Weise können die eigentlichen Störfaktoren und die dazu adäquaten Lösungsmöglichkeiten im Familiensystem bewusst oder unbewusst abgewendet werden, um so hauptsächlich einem einzelnen Mitglied die Sicherung seines psychischen Gleichgewichts zu ermöglichen.

3.3.5. Umdeutungsstrategien

Umdeutungsstrategien liegen oft bei der Aufschiebung von Beziehungskonflikten vor, so beispielsweise, wenn Sozialisationsagenten bei einem Sozialisanden noch eine Beziehungsänderung erwarten (SIEGERT, 1977, S. 71). Die eigentümliche Effizienz dieser Strategien basiert auf der Eigenschaft von Sozialisationssystemen, dass Verhaltensinterpretationen auf verschiedene Referenzsysteme bezogen werden können. Besonders in rollendiffusen Interaktionen haben Akteure die Möglichkeit, Verhaltensweisen ihrer Interaktionspartner so umzuinterpretieren, dass die durch einen Systemkonflikt beeinträchtigte Erwartungskomplementarität durch Umdeutungsstrategien unterhalb der Schwelle der Systembedrohung gehalten werden kann. Es entsteht somit eine zwangshafte Aufrechterhaltung der Komplementarität in Form einer Pseudokomplementarität, deren Basis die Vorspiegelung einer faktisch nicht existenten Reziprozität bildet. Da diese Strategie nicht unbedingt an eine Verhaltensmodifikation seitens des Interaktionspartners gebunden ist, handelt es sich hierbei um eine Form von Rolleninduktionsprozessen, die sich primär auf die Verhaltensinterpretation bezieht und nicht a priori direkt die Handlungsebene beeinflussen muss. Weil aber die Möglichkeit einer Konfliktaufnahme ständig aktualisierbar ist, besteht das Risiko, real vorhandene Konflikte in ihrer Problematik "entstellt" zu institutionalisieren. Es kann davon ausgegangen werden, dass Umdeutungsstrategien oft eine Form der Abwehr von Konflikten repräsentieren, welche jedoch den beteiligten Systemmitgliedern nicht bewusst sind und so von ihnen auch nicht auf kommunikativer Ebene gelöst werden können.

3.4. Interaktiv-kommunikative Störungen bei Konflikten zwischen divergierenden Sozialisationsmustern in Familie und Schule (Inter-System-Konflikt)

Bis anhin wurden die vielfältigen Wirkungszusammenhänge zwischen primärer Sprachsozialisation und Identität beschrieben. Es konnte gezeigt werden, dass die Möglichkeit des Sozialisanden zur Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften in Abhängigkeit zu den im familialen Sozialisationssystem vorfindbaren Interaktions- und Kommunikationsstrukturen begründet werden kann. Spätestens mit dem Eintritt in das Schulsystem wird der Sozialisand mit institutionalisierten Interaktionsformen konfrontiert, die sich von denen in der Familie unterscheiden und so eine Rollenflexibilität voraussetzen. Somit ist es auch verständlich, dass Identitätskonflikte bei ihm möglicherweise erst mit dem Eintritt in das schulische Sozialisationssystem symptomatisch werden. Es werden nun ausserfamiliale Identitätskonflikte des Sozialisanden dargestellt, welche von den Sozialisationsagenten vordergründig als individuelle Störung bewertet werden. Diese im Rahmen von divergierenden Interaktions- und Kommunikationsstrukturen zwischen Familie und Schule beim Sozialisanden auftretenden Integrationsprobleme (Inter-System-Konflikt), können von ihm jedoch infolge seiner mangelnden kommunikativen Kompetenz beziehungsweise Rollenflexibilität, welche ja durch die familiäre Sprachsozialisation entscheidend geprägt wird, nicht bewältigt werden. Trotzdem besteht bei einem Misslingen der Adaption des Sozialisanden an das schulische Sozialisationssystem das Risiko für Rolleninduktionsprozesse in der Schule und/oder der Familie. Im folgenden werden nun nicht primär Interaktions- und Kommunikationsstrukturen des Schulsystems, welche an sich eher identitätshemmend sind, diskutiert, sondern es stellt sich vor allem die Frage nach deren Wirkung auf Sozialisanden mit einer familialbedingten mangelnden sozialen Handlungskompetenz.

3.4.1. Die Schule als Sozialisationssystem

Die Hauptfunktion der schulischen Sozialisation auf der Ebene der Lehrer-Schüler-Interaktion betrachtet, welche ja asyyme-

trisch verläuft, bildet die Vermittlung von differenziertem und kontrollierbarem Wissen des Lehrers an die Schüler. Die festgelegten Leistungskriterien und Verhaltensanforderungen müssen durch den Schüler erfüllt werden, ansonsten er negativ sanktioniert wird. Die Erwartungen an den Schüler werden also im Rahmen der schulischen Sozialisation durch den Lehrer formuliert beziehungsweise deren Erfüllung durch ihn bewertet und sanktioniert, das heisst "...vom Schüler wird schliesslich ein den Konformitätsvorstellungen der Lehrer angepasstes selbstkontrolliertes Wohlverhalten erwartet" (HERRIGER, 1979, S. 161). Im System schulspezifischer Normen und Werte bemisst sich auch die subjektive Einschätzung des einzelnen Schülers durch den Lehrer. Wenn ein Sozialisand den Erwartungen des Lehrers entspricht, ist er dementsprechend in dessen Urteil ein guter Schüler. Ist dies nicht der Fall, besteht für den Schüler das Risiko, - aus welchen Gründen auch immer - zum Problemschüler etikettiert zu werden.

Im Zusammenhang mit der Beurteilung der sozialen Funktionen unseres Schulsystems kann dieses als ein gesellschaftliches Subsystem definiert werden. Aus dieser Perspektive lässt sich somit auch seine funktionalistische Struktur darstellen. Diese impliziert, dass im Rahmen der schulischen Sozialisation die soziale Handlungsfähigkeit der Sozialisanden gefördert werden muss, und zwar im Hinblick auf eine Integration in die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse (FEND, 1977). Es werden also, generell ausgedrückt, auf organisierte Weise kulturelle Werte sowie das Bewusstsein für die Gültigkeit allgemeiner Normen vermittelt und gefestigt. Das schulische Sozialisationssystem, welches über mittelschichtspezifische Interaktionsformen verfügt, sanktioniert gesellschaftlich erwünschtes Verhalten. Der Lehrer kontrolliert also in seiner Funktion das Schülerverhalten. Er wiederum wird dabei von den schulischen Aufsichtsinstanzen kontrolliert. Auf Grund seiner gesellschaftlichen Funktion kann das schulische Sozialisationssystem nur in relativ geringem Masse individuellen Bedürfnissen des Sozialisanden gerecht werden, was an sich schon nicht identitätsfördernd ist. So erfordert die Schule unter Umständen eine

Rollenintegration seitens des Sozialisanden, welche gemäss der interaktiv-kommunikativen Identitätskonzeption eine Identitätsentfaltung a priori nur beschränkt ermöglicht. Es kann in Anlehnung an BRUNNER et al. (1978, S. 135) davon ausgegangen werden, dass die Positionen der Rollenträger in der Lehrer-Schüler-Interaktion institutionell festgelegt sind. Dieser Umstand wiederum erhöht das Risiko für Rolleninduktionsprozesse seitens der Lehrer bei Sozialisanden mit familialbedingten Rollenkonflikten.

3.4.2. Probleme schulpzifischer Interaktions- und Kommunikationsstrukturen

Im Zusammenhang mit Problemen von Sozialisanden bezüglich der Erfüllung schulspezifischer Sozialisationsforderungen lässt sich die grundsätzliche Frage nach der Rolle des Lehrers (Sozialisationsagent) stellen. BRUSTEN und HURRELMANN definieren folgende zwei möglichen Varianten: "Entweder wird mehr die Funktion der Tradierung von Wissensselementen und der Ausbildung von produktionsorientierten Leistungsfähigkeiten betont oder die Funktion der Organisation der schulischen Unterrichtsprozesse sowie die Unterstützung der Lern- und Entwicklungsprozesse der Schüler mit dem Ziel, sie zu zunehmender Selbstbestimmung anzuleiten." (Ebd., 1976, S. 12). BRUSTEN und HURRELMANN (1976) belegen unter Bezugnahme auf Untersuchungen von BECK et al. (1971) und COMBE (1971), dass die erste Funktion an unseren Schulen dominant ist. Man kann also annehmen, dass infolge der asymmetrischen Kommunikationsstrukturen in der Schule die Schüler auf Kosten eines starken Eingehens auf ihre Verhaltensimpulse seitens des Lehrers ihre autonomen Verhaltens- und Denkipulse zurückstellen müssen. Typisch für solche Interaktions- und Kommunikationsformen ist auch der vorherrschende Frontalunterricht, in dem die Kommunikation zwischen den Schülern weitgehend tabuisiert ist. Dementsprechend kann auf die Probleme des Sozialisanden auf interaktiv-kommunikativer Ebene im Unterricht nur mangelhaft eingegangen werden. Je mehr nun schulische und familiale Sozialisationsprozesse divergieren, je weniger können seitens des Sozialisanden bis anhin entwickelte Verhaltensstrategien angewendet

werden. Dies kann vermehrt die Möglichkeit zur Identität in Frage stellen. Die spezifische Situation in der Schule wird besonders von Schülern, welche den Anforderungen nicht folgen können, und zwar nicht ausschliesslich intellektuell, als relativ fremd und frustrierend erfahren. Aber auch das Sanktionssystem wird von ihnen als fremd erlebt (BRUSTEN und HURRELMANN, 1976, S. 21). Dieser Umstand basiert auf divergierenden Interpretationen von Ereignisfolgen, das heisst die gegenseitigen Mitteilungen können nur noch nach internalisierten Mustern interpretiert werden (BRUNNER et al., 1978, S. 39). So ist es denn auch möglich, dass Sozialisanden im Einflussfeld zweier mit erheblichen Sanktionsmöglichkeiten versehenen sozialen Systemen mit divergierenden Rollennormen stehen. Es besteht somit ein erhöhtes Risiko, dass eine Identifikation mit familialen Wert- und Verhaltensstandards erschwert wird, wenn die Verhaltensanforderungen der Schule internalisiert werden. Die Tatsache, dass Verhaltensweisen, welche im familiären Kontext als adäquat beurteilt wurden, im Rahmen der schulischen Sozialisation nicht mehr konform sind, beziehungsweise umgekehrt, führt zu einem Bruch in der Kontinuität ihrer bisherigen Sozialisationserfahrungen. Sozialisanden mit solchen Problemen erleben aber Situationen, in denen problem-lösende Verhaltensstrategien angewendet werden sollten, die ja eine kommunikative Kompetenz voraussetzen, welche sie aber im Rahmen der familialen Sozialisation nicht gelernt haben, als individuelle Konflikte, was seitens der Sozialisationsagenten noch verstärkt wird. Der daraus resultierenden erhöhten Anfälligkeit für symptomatische Identitätsstörungen, die in Abhängigkeit zur mangelnden familialbedingten kommunikativen Kompetenz des Sozialisanden erklärt werden kann, wird seitens der Sozialisationsagenten insofern nicht Rechnung getragen, als diese oft die als subjektive Lösungsversuche zu verstehenden Verhaltensstörungen des Sozialisanden nicht im Sinne einer "Pseudosprache" als interaktiv-kommunikativen Konflikt verstehen, sondern das unerwünschte Verhalten durch Stigmatisierungsprozesse noch zusätzlich verstärken.

3.4.3. Der Konformitätsdruck der Schule

Mit Bezug auf KEUPP (1976, S. 150) kann angenommen werden, dass die Sprache im Vergleich zu anderen Symbolsystemen als Mittel zur Problembewältigung auch in unseren Schulen das bedeutendste Kommunikationsmedium ist. Aus den bisherigen Ausführungen wird ersichtlich, dass die Schüler mit dem Eintritt in das Sozialisationssystem der Schule die normativen Anforderungen der Schülerrolle lernen müssen, obwohl sie sich in wesentlichen Punkten von denen im familialen System unterscheiden können. KEUPP (1976, S. 149) erwähnt, dass mit dem Eintritt des Sozialisanden in die Schule, wenn er sein Verhalten an die neuen interaktiv-kommunikativen Strukturen adaptieren muss, Probleme entstehen können. Diese Probleme basieren auf dem Anpassungsprozess und stehen in Abhängigkeit zur kommunikativen Kompetenz des Sozialisanden. Es darf als Erkenntnis der interaktionistisch ausgerichteten schulsoziologischen Forschung bezeichnet werden, dass verschiedene familiäre Sozialisationsbedingungen Handlungsbedingungen konstituieren, welche für die Adaption der Sozialisanden im Schulsystem unterschiedliche Voraussetzungen schaffen (vergl. HERRIGER, 1979, HAEBERLIN, 1974, 1978). Die Schule verfügt nach HURRELMANN (1975, S. 180 ff) gegenüber dem familialen Sozialisationssystem über grössere Disziplinierung, geringere affektive Ausdrucksmöglichkeiten und weniger Reziprozität in den Beziehungen, was vom Sozialisanden eine erhöhte Ambivalenztoleranz und Rollendistanz erfordert.

Im Zusammenhang mit der Sprachsozialisation in der Familie wurde ihre Bedeutung für die Identität dargestellt, und es konnte gezeigt werden, dass in gewissen familialen Sozialisationssystemen auf Grund ihrer Kommunikationsstruktur dem Sozialisanden nur eine beschränkte soziale Handlungskompetenz vermittelt wird. Obwohl die Schule prinzipiell auf den Sozialisationsleistungen der Familie aufbaut, gibt es nirgends Gewähr dafür, dass man den Anforderungen der Schule genügen kann oder will. Dies hat zur Folge, dass sie je nachdem für die Sozialisanden Handlungsbedingungen organisiert, die diese von ihrem familiären Kontext her nicht kennen und auf die

sie daher auch nicht adäquat vorbereitet sind. Verschiedene Sozialisanden werden aber trotz unterschiedlichen familiären Sozialisationsbedingungen nach gleichen Sanktionskriterien bewertet. Das Schulsystem, welches mit einer grossen Zahl von Kindern mit recht divergierenden Sozialisationsprofilen zu tun hat, kann also nur in einer sehr beschränkten Masse auf die individuellen Verhaltenseigenarten eingehen (HURRELMANN, 1975, S. 180). In Anlehnung an WELLENDORF kann festgestellt werden: "Insofern die Schule sich als Interaktionssystem in wichtigen Punkten von der Familie unterscheidet, muss sie notwendigerweise die in den familiären Interaktionsprozessen erreichte Identitätsbalance der Kinder in Frage stellen." (Ebd., 1973, S. 49).

Die Möglichkeit zur Identität eines Sozialisanden, der bis zu seinem Eintritt in das Interaktionsgefüge der Schule vorwiegend durch das familiäre Sozialisationssystem geprägt wird, kann also durch eine Divergenz zwischen schulischer und familiärer Interaktions- und Kommunikationsstruktur noch zusätzlich in Frage gestellt werden. Am Anfang erlebt er dann im Zusammenhang mit den widersprüchlichen Erwartungen der beiden Sozialisationssysteme unter Umständen diffuse psychische Spannungen (Ambivalenzkonflikt). HAEBERLIN (1978, S. 72) begründet diesen Konflikt, indem er aufzeigt, wie der Sozialisand sich zwar an das sekundäre Sozialisationssystem zu adaptieren versucht, die Normen des bisherigen sozialen Orientierungssystems der Familie jedoch nicht relativieren kann. Dieser Umstand gefährdet das Rollenverhalten des Sozialisanden sowohl in der Schule als auch in der Familie.

Durch eine Divergenz zwischen den bis anhin im familialen Kontext gemachten Sozialisationserfahrungen und denen der Schule kann die Identität des Sozialisanden in Abhängigkeit zu seiner kommunikativen Kompetenz beeinträchtigt werden. So kann zum Beispiel für ihn, mindestens solange er sich im schulischen Sozialisationssystem aufhält, die implizite und explizite Forderung bestehen, seine Interaktionserfahrungen so zu relativieren, dass Verhaltensstörungen auf Grund von Konflikten zwischen unterschiedlichen Sozialisationsformen in Schule und

Familie nicht manifest werden. Auf Grund einer mangelnden kommunikativen Kompetenz als Voraussetzung für die Grundqualifikationen des Rollenhandelns ist ihm dies jedoch unter Umständen gar nicht möglich. Während bei Schülern mit einer sprachbedingten sozialen Handlungskompetenz sich ein Lehrer eher an deren Problemlösung beteiligen kann, besteht ein erhöhtes Risiko, dass dieser sprachsozialisationsbedingte Konfliktlösungsstrategien eines Sozialisanden, welche nicht der schulischen Norm entsprechen, für irreversible Persönlichkeitsmerkmale hält. Je weniger nun seitens der Sozialisationsagenten realisiert wird, dass auffällige und störende Verhaltensweisen als symptomatische Identitätsstörungen infolge mangelnder kommunikativer Kompetenz des Sozialisanden entstehen können, und je mehr diese dann noch sanktioniert werden, desto stärker muss bei ihnen, und zwar berechtigterweise, das Gefühl des Nichtverstandenwerdens entstehen. Dies bildet oft auch die Ausgangslage für einen Teufelskreis, der zu immer grösseren Befriedigungsdefiziten und zu einer Verfestigung des abweichenden Verhaltens beim Sozialisanden führt. Auf diese Weise und durch Rolleninduktionsprozesse seitens der Sozialisationsagenten wird die Möglichkeit zur Identität des Sozialisanden empfindlich eingeschränkt oder sogar verhindert. Es kann also zusammenfassend gesagt werden, dass die Erfüllung der schulischen Anforderungen und die Integration des Sozialisanden in das Schulsystem umso leichter vollzogen werden kann, als die Normen familiärer und schulischer Sozialisation einander gleichen. Bei divergierenden Sozialisationsstrukturen zwischen Schule und Familie haben Schüler, welche über einen dem Lehrer ähnlichen Sprachcode beziehungsweise über eine kommunikative Kompetenz verfügen, weniger interaktiv-kommunikative Konflikte oder können diese besser bewältigen und sind dementsprechend auch resistenter gegen Identitätsstörungen auf der Basis von Inter-System-Konflikten.

3.4.4. Dissoziale Karrieren

Im Sinne eines prozessualen Erklärungsmodells beschreiben BRUSTEN und HURRELMANN (1976, S. 157 ff) im Rahmen eines inter-

aktionistischen Interpretationsansatzes delinquent verlaufende Sozialisationsprozesse in der Schule. In diesem Modell wird versucht, die Erkenntnisse von sozialisationstheoretischen Ansätzen in das Konzept der dissozialen Karriere zu integrieren. Wie in der vorliegenden Arbeit wird davon ausgegangen, dass sozial auffälliges Verhalten von Kindern und Jugendlichen unter anderem als Resultat einer mangelnden familialen Sozialisation begründet werden kann. Abweichende Verhaltensweisen des Sozialisanden sind in dem Falle als subjektive Problemlösungsversuche im Zusammenhang mit der primären Sozialisation zu interpretieren. Ob eine Verfestigung des abweichenden Verhaltens zu einer abweichenden Rolle führt, hängt in entscheidendem Masse davon ab, ob Familie und/oder Schule über die Mittel und Möglichkeiten verfügen, die interaktiv-kommunikativen Konflikte des Sozialisanden zu erkennen und lösen zu helfen. Sofern schon im familialen Sozialisationssystem nicht adäquat auf Identitätskonflikte eingegangen werden kann, besteht eine erhöhte Chance, dass sie auch in sekundären Sozialisationssystemen auftreten und symptomatisch werden. "In der organisierten gesellschaftlichen Reaktion aber werden dann sekundäre Probleme geschaffen, die mit den primären Problemen aus einer beschädigten Sozialisation kumulieren und den Prozess der Verstärkung und Verfestigung der dissozialen Handlungsmuster weiter vorantreiben." (HERRIGER, 1979, S. 169 f). Auf Grund von empirischen Untersuchungen konnten BRUSTEN und HURRELMANN (1976) nachweisen, dass gerade bei Stigmatisierungsprozessen von Lehrern, welche durch ein Verhaltensproblem der Schüler ausgelöst werden, der Entstehungszusammenhang der Störungen von ihnen oft nicht wahrgenommen und erfasst wird. "Die Interaktionspartner (die Lehrer, Anm. d. Verf.) registrieren die spezifischen "problemlösenden" Verhaltensweisen im schulischen Interaktionsbereich als ungewöhnlich und von den üblichen Verhaltensstandards abweichend -sie sind durch das Auftreten dieser Verhaltensweisen irritiert und reagieren überwiegend durch Ablehnung und negative Sanktionen." (Ebd., S. 157). Auf diese Weise werden nicht nur die ursächlichen Faktoren des Konflikts nicht erfasst, sondern die Störungen des Sozialisanden werden noch zusätzlich verstärkt. Es kommt

also zur Unverändertheit der familienbedingten Ausgangskonstellation noch zusätzlich die ungünstige Reaktion der sekundären Sozialisationssysteme (BRUSTEN und HURRELMANN, 1976, KEUPP, 1976, HERRIGER, 1979). Die durch Interaktionspartner (Sozialisationsagenten) verbal und/oder nonverbal vorgenommenen Typisierungen eines Verhaltens als individuelle Störung und die Rolleninduktionsprozesse lassen sich im Sinne von GOFFMAN (1967) als Stigmatisierungsprozess beschreiben. In Anlehnung an die grundlegenden Implikationen interaktionistischer Ansätze (vergl. Kap. II. 6.) kann man davon ausgehen, dass sich die Selbstdefinition eines Individuums im Laufe von sozialen Interaktionen auch an negativen Fremddefinitionen orientiert und diese mit der Zeit sogar in die Selbstdefinition integriert werden. Gerade Schüler, die infolge familiärer Sozialisationsbedingungen nicht über die notwendige kommunikative Kompetenz und so auch nicht ausreichend über die Grundqualifikationen des Rollenhandelns verfügen, haben auch einen wenig differenzierten Selbstverteidigungsmechanismus und neigen dazu, identitätshemmende Fremderwartungen und -definitionen zu akzeptieren und zu internalisieren (KEUPP, 1976, S. 155). Dies ist dann auch der Anfang eines Teufelskreises, wie er sich bei dissozialen Karrieren präsentiert.

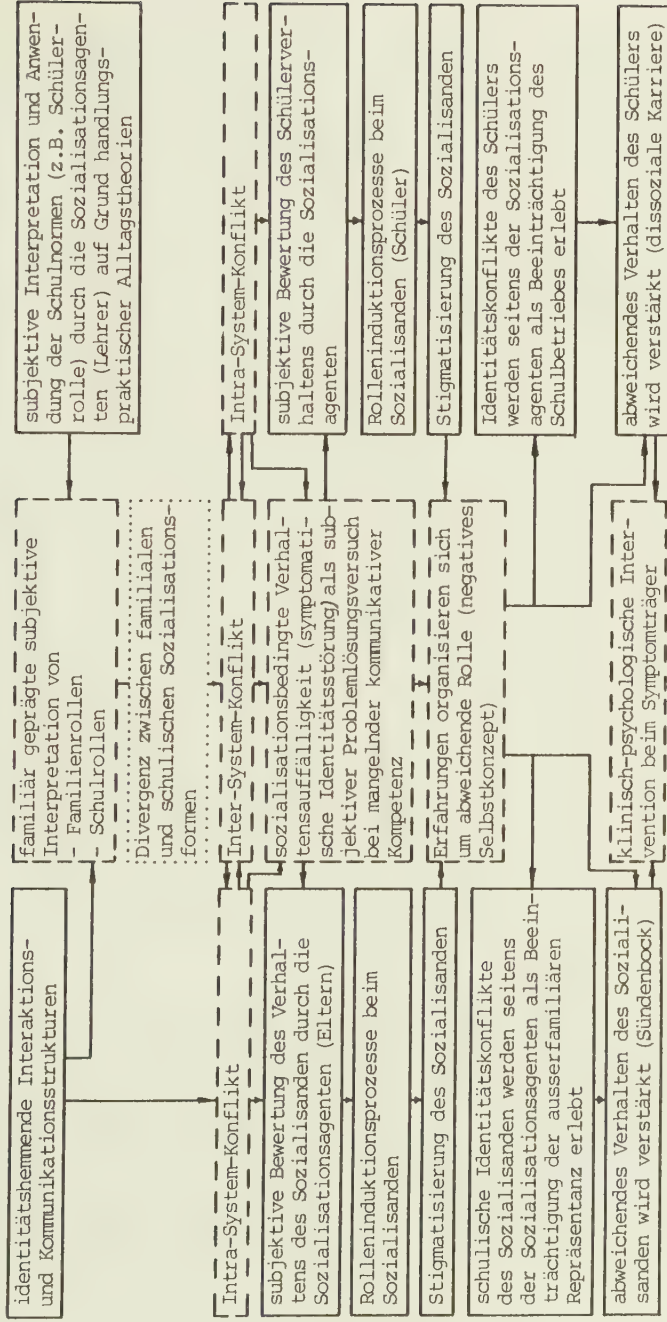
3.5. Prozessmodell von Identitätsstörungen

Die folgende in Abbildung 7 aufgeführte Darstellung zeigt zusammenfassend und in einer synoptisch vereinfachten Form die Entstehung und Verfestigung von Identitätsstörungen beim Sozialisanden, welche ihren Ursprung im primären Sozialisationssystem der Familie haben und sowohl in diesem als auch in der Schule symptomatisch manifest werden können, gemäss ihrer Behandlung im Rahmen dieses Kapitels.

familiales Sozialisationssystem (primäre Sozialisation)

Sozialisand

schulisches Sozialisationssystem (sekundäre Sozialisation)



3.6. Zusammenfassung

Intra- und Inter-System-Konflikte in Form von Identitätsstörungen, welche sich beim Sozialisanden symptomatisch manifestieren, können folgenden besonders im familialen Sozialisationssystem wirksamen ätiologischen Faktoren zu Grunde gelegt werden:

- Störungsauslösenden Sozialisationsstrukturen;
- Sozialisationsstrukturen als Aktualisator von individuellen Störungsdispositionen.

Es lässt sich exemplarisch darstellen, wie die Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften des Sozialisanden durch Konflikte auf der Ebene des familialen Sozialisationssystems (Intra-System-Konflikt) beeinträchtigt werden kann. Im Rahmen von Inter-System-Konflikten können schulische Sozialisationsbedingungen dargestellt werden, welche bereits sich manifestierende Identitätsstörungen verstärken beziehungsweise latente Identitätsstörungen (familialbedingte Störungsdispositionen) symptomatisch werden lassen. Sowohl bei Störungen, die schon in der Familie auftreten, als auch bei solchen, die mit einem Systemwechsel verbunden sind, besteht seitens der Sozialisationsagenten eine Tendenz, diese sprachsozialisationsbedingten interaktiv-kommunikativen Konflikte vordergründig als im Individuum zu begründende Verhaltensstörung wahrzunehmen und mittels Rolleninduktionsprozessen noch zu verstärken.

4. Das WATZLAWICK'sche Modell als Beurteilungsgrundlage

4.1. Einleitung

In diesem Kapitel wird die "pragmatische Kommunikationstheorie" von WATZLAWICK et al. (1969) im Hinblick auf ihre Bedeutung für eine familienbezogene Beurteilung von symptomatischen Identitätsstörungen erläutert. Unter dem "pragmatischen Aspekt" verstehen sie (ebd., 1969, S. 22) die Beeinflussung des Verhaltens durch die Kommunikation. Im Sinne einer Einschränkung wird im folgenden explizit vor allem auf die zentralen Kategorien der "pragmatischen Axiome" und den Systembegriff, wel-

cher in seiner abstrakt-logischen Form aus der Kybernetik abgeleitet ist (BRUNNER et al., 1978, S. 50) und schon in Kapitel III. 3.2. erwähnt wurde, eingegangen. Der zu erläuternde Erklärungsansatz basiert auf der Annahme, dass zwischen Interaktionspartnern gesetzmässige Wechselbeziehungen in Form von Regeln herrschen und, dass die Relationen zwischen den "Elementen" wichtiger sind als diese selbst (WATZLAWICK, 1980, S. 95 ff). Des weitern gehen sie davon aus, dass Kommunikation weder als einfaches Reiz-Reaktions-Verhalten noch auf der Ebene wechselseitiger kausal-linearer Beeinflussungen, sondern als System zu erfassen ist. Methodisch bedeutet dies, dass die an der Kommunikation beteiligten Interaktionspartner als Elemente eines Systems verstanden werden, wobei dessen Eigenschaften mehr als die Struktur der einzelnen Interaktionen umfasst (WATZLAWICK et al., 1969, S. 129 f).

4.2. Die fünf pragmatischen Axiome

Wenn Kommunikationsprozesse zwischen Interaktionspartnern nach bestimmten allgemein anwendbaren Regeln oder Axiomen, deren Struktur es zu erfassen gilt, begründet werden sollen, ist es notwendig, dass eine Metaebene miteinbezogen wird. Sofern interaktiv-kommunikative Störungen auf dieser analysiert werden, lassen sie sich dann als Verstösse gegen Axiome oder Regeln, welche die Möglichkeit zu kommunikativer Verständigung einschränken, definieren (BRUNNER et al., 1978, S. 54 f). WATZLAWICK et al. (1969, S. 37) gehen davon aus, dass man normalerweise die Grundregeln der Kommunikation befolgt, auch wenn sie einem nicht bewusst sind. Probleme können aber dann entstehen, wenn in Kommunikationssystemen Regeln so durchbrochen werden, dass die Möglichkeit zur Identität eingeschränkt wird, ohne dass dies für die Interaktionspartner erfassbar und modifizierbar wird. Anhand der nun im folgenden vorzustellenden fünf pragmatischen Axiome von WATZLAWICK et al. (1969) werden exemplarisch strukturelle Bedingungen von Kommunikationsstörungen und ihre Relation zur Identität dargestellt.

4.2.1. Die Unmöglichkeit nicht zu kommunizieren

"Man kann nicht *n i c h t* (im Originaltext kursiv gedruckt, Anm. d. Verf.) kommunizieren" heisst das erste Axiom von WATZLAWICK et al. (1969, S. 53). Auch wenn man in einer Interaktion schweigt hat dies Mitteilungscharakter. Dieser Umstand hat Konsequenzen für die Identität und zwar insofern, dass wenn zum Beispiel in realen Interaktionssituationen ein identitätshemmender Zwang ausgeübt wird, der eingeschränkte Partner auch dann kommuniziert, wenn er sich nicht in verbaler, dialoger Form äussert. Eine solche Kommunikation kann sich in extremer Ausprägung auf interaktiver Ebene als individuelle Verhaltensstörung manifestieren, das heisst ein Interaktionspartner kommuniziert in der Rolle des Symptomträgers. In asymmetrischen Beziehungen haben auf Grund von verschiedenen Rollenpositionen nicht alle Akteure die gleiche Möglichkeit die Kommunikation bewusst zu beeinflussen. So ist es auch naheliegend, dass solche Interaktionsformen tendenziell Identitätsstörungen begünstigen, weil der unterlegene Akteur seine Bedürfnisse nicht durchsetzen kann und sich unter Umständen die Form der Identitätsdarstellung aufzwingen lassen muss. Ihrer Struktur nach repräsentieren die meisten Sozialisationsbeziehungen asymmetrische Interaktionsformen. Insbesondere im familialen Sozialisationssystem, indem die Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften entscheidend geprägt wird, dominieren anfänglich solche, verfügen die Sozialisationsagenten doch über einen Informationsvorsprung, der sich im Laufe der Zeit aber abbaut. Dabei ist es von grosser Bedeutung, dass den Sozialisationsagenten die entwicklungsbedingten Veränderungen des Sozialisanden bewusst wird, und sie dann auch ihr Verhalten den sich verändernden Umständen anpassen können (also keine Fixierung auf bestimmte Rollenmuster).

Als mögliche konfliktfördernde Interaktionsformen bezüglich dem ersten Axiom nennen WATZLAWICK et al. (1969, S. 75 f):

- Abweisung: Direkte, eventuell verletzende Form einer Antwort;
- Annahme: Resignative Adaption infolge Erwartungsdruck;
- Entwertung: Versuch die Interaktion zu ignorieren.

4.2.2. Die Inhalts- und Beziehungsaspekte der Kommunikation

Obwohl in jeder Kommunikation inhaltlich über einen sachlichen Gegenstand verhandelt wird, ist die Qualifizierung dieses Inhaltes abhängig von der Beziehung der Personen in einer Interaktionssituation. In diesem Sinne ist auch die Definition von WATZLAWICK et al. zu verstehen: "Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und Beziehungsaspekt, derart, dass letzterer den ersteren bestimmt und daher eine Metakommunikation ist." (Ebd., 1969, S. 56). Ein Idealfall von Kommunikation würde dann vorliegen, wenn zwischen den Partnern sowohl auf der Inhalts- als auch auf der Beziehungsebene eine volle Übereinstimmung bestünde. Den Fall, dass Interaktionspartner auf der Inhaltsstufe nicht einig sind, ohne dass dabei ihre Beziehung beeinträchtigt wird, bezeichnen WATZLAWICK et al. (1969, S. 81) die "menschlich reifste Form der Auseinandersetzung mit Unstimmigkeiten".

Um die Dimension des Beziehungsaspektes noch zu verdeutlichen, weisen WATZLAWICK et al. (1969) auf folgenden Umstand hin: "Um Missverständnisse zu vermeiden, muss klar gestellt werden, dass Beziehungen verhältnismässig selten bewusst und ausdrücklich definiert werden. Im allgemeinen ist es so, dass die Definition der Beziehung um so mehr in den Hintergrund rückt, je spontaner und "gesünder" die Beziehung ist, während "kranke" (d.h. konfliktreiche) Beziehungen unter anderem durch wechselseitiges Ringen um ihre Definition gekennzeichnet sind, wobei der Inhaltsaspekt fast völlig an Bedeutung verliert". (Ebd., S. 55).

Interaktiv-kommunikative Störungen können bei Divergenzen zwischen der Inhalts- und Beziehungsebene entstehen, was die Möglichkeit der Interaktionspartner zur Identität einschränken kann, vor allem dann, wenn auf beiden Ebenen eine Uneinigkeit vorherrscht. Wenn auf der Inhaltsstufe Übereinstimmung ist auf der Beziehungsstufe jedoch nicht, kann die Identität auch in Frage gestellt werden, und zwar in dem Masse, als ein Interaktionspartner einen Teil seiner Erwartungen zurückstellen muss, um so eine Einigung auf der Inhaltsstufe zu sichern.

BECK (1975, S. 110) beschreibt im Zusammenhang mit Konfusionen zwischen Inhalts- und Beziehungsebenen, dass die Akteure oft glauben, über inhaltliche Probleme zu reden, tatsächlich aber Beziehungskonflikte verhandeln beziehungsweise umgekehrt. So ist es zum Beispiel möglich, dass Sozialisationsagenten, ohne dies zu realisieren, vordergründig Verhaltensstörungen des Sozialisanden problematisieren (inhaltlicher Aspekt) obwohl es sich eigentlich um grundlegende Handlungskonflikte auf der Beziehungsebene handelt.

WATZLAWICK et al. (1969) weisen darauf hin, dass in den meisten Kommunikationsprozessen der Beziehungsaspekt wichtiger ist als der Inhaltsaspekt. Auch im Falle gegenseitiger Bestätigung von Bedürfnispositionen, welche ja für die Möglichkeit zur Identität notwendig ist, gibt es immer wieder Diskrepanzen zwischen den gegenseitigen Beziehungsdefinitionen. Wichtig ist jedoch, dass diese nicht zu einer "Beziehungsblindheit" (WATZLAWICK et al., 1969, S. 89) führen, indem zum Beispiel Sozialisationsagenten den Standpunkt der Sozialisanden ignorieren. Identitätshemmende Konflikte bezüglich dem zweiten Axiom sollten normalerweise mittels Rollendistanz und Ambivalenztoleranz überwunden werden können.

In Anlehnung an BRUNNER et al. (1978, S. 64) können folgende Störungsformen differenziert werden:

- Ignorieren der Beziehungsebene;
- Ignorieren der Inhaltsebene;
- Vermischen von Beziehungs- und Inhaltsebene;
- Aushandeln der Beziehungsdefinition auf der Inhaltsebene;
- inhaltlicher Konformitätsdruck infolge Abhängigkeit auf der Beziehungsebene.

4.2.3. Die Interpunktion von Kommunikationsabläufen

Das dritte Axiom von WATZLAWICK et al. (1969) lautet wie folgt: "Die Natur einer Beziehung ist durch die Interpunktion der Kommunikationsabläufe seitens der Partner bedingt". (Ebd., S. 61). Unter Interpunktion versteht man die Strukturierung oder Akzentuierung von kommunikativen Sequenzen beziehungsweise die subjektive Attribuierung von Kausalitäten. Auf dieser

Grundlage wird es möglich zu erklären, dass Interaktionspartner ihr eigenes Verhalten nur als Reaktion auf das der andern interpretieren, und so auch die Ursachen eines Konfliktes dem Interaktionspartner zuschreiben (vergl. WATZLAWICK, 1980, S. 107). Divergierende Interpunktionen können vor allem auf der Beziehungsstufe Konflikte und somit auch Identitätsstörungen bewirken, welche sich als Folge einer Konfusion in der Beurteilung der Kausalität von Ereignisabläufen definieren lassen. Dieser Umstand kann zu einem Unterbruch der Kommunikation führen, sofern die einzelnen Interaktionspartner ihr Verhalten nicht darauf einstellen, dass jede Sequenz im Kommunikationsablauf immer zugleich sowohl als Ursache wie auch als Wirkung verstanden werden kann (Kreisförmigkeit). Solche Störungen sind nur metakommunikativ, durch eine Relativierung der behaupteten Kausalität, aufhebbar. In einem Interpunktionskonflikt sind die Akteure in der Regel jedoch sehr verhaftet in ihrer Kommunikationsstruktur und bekunden somit auch Mühe in einen Diskurs über die Interpunktion einzutreten. Je nach Schweregrad der Interpunktionskonflikte kann nur eine analysierende Drittinanz (z.B. Psychotherapeut) die bisher akzeptierten subjektiven Interpretationen in Frage stellen als Voraussetzung zur Konfliktlösung. Nach BECK (1975, S. 115) kann eine Umdeutung von behaupteten Kausalitäten bei den betreffenden Interaktionspartnern zu einer Relativierung der bisherigen Möglichkeit zur Identität führen.

Bezüglich dem dritten Axiom sind als schwerwiegende Störungen diejenigen zu erwähnen, welche auf Grund von divergierenden Kausalitätszuschreibungsprozessen zu paradoxen Kommunikationsformen führen und die Gestalt von Teufelskreisen aufweisen.

4.2.4. Digitale und analoge Kommunikation

Jede Kommunikation weist nach WATZLAWICK et al. (1969, S. 53) einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt auf (vergl. Kap.III. 4.2.2.). Während der Inhaltsaspekt digital (Informationen, deren Gültigkeit überprüft werden kann, verbale Symbole) übermittelt wird, wird der Symbolaustausch auf der Beziehungsebene

als analog (jede nicht-sprachliche Ausdrucksform wie Gestik, Mimik, Tonfall etc.) bezeichnet. Digitale und analoge Kommunikation stehen zueinander in Beziehung. Die Interpretation der verschiedenen Ebenen kann sich als problematisch erweisen, vor allem deshalb, weil analoge Probleme nicht ohne weiteres digital darstellbar sind. Aber auch eine Uebersetzung der digitalen Kommunikation in die Analogiesprache ist auf Grund des wesentlichen Informationsverlustes nicht ohne weiteres möglich. WATZLAWICK et al. (1969) fassen das vierte metakommunikative Axiom wie folgt zusammen: "Menschliche Kommunikation bedient sich digitaler und analoger Modalitäten. Digitale Kommunikationen haben eine komplexe und vielseitige logische Syntax, aber eine auf dem Gebiet der Beziehungen unzulängliche Semantik. Analoge Kommunikationen dagegen besitzen dieses semantische Potential, ermangeln aber die für eindeutige Kommunikationen erforderliche logische Syntax." (Ebd., S. 68).

Wenn analoge Kommunikation als ständiger Kommunikationskanal, den man mehr oder weniger bewusst wahrnimmt mit den digitalen Botschaften divergiert, können "Beziehungsfallen" als "double bind"-Situationen entstehen (vergl. Kap. III. 4.4.). Des weiteren können Doppelbindungen auch auftreten, wenn auf einer der beiden Ebenen zur gleichen Sache zwei widersprechende Aussagen gemacht werden. Kommunikationsstörungen und somit eine Einschränkung der Identität treten dementsprechend dann auf, wenn die digitale und die analoge Ebene nicht mehr kongruent sind, sodass über das Wesen der Beziehung weder kommuniziert werden kann, noch die Möglichkeit, beziehungsweise die Bereitschaft vorhanden ist, den Inhalt der Kommunikation analog zu qualifizieren. In beiden Situationen werden die vermittelten Botschaften ("ambiguous cues") auf eine Weise mehrdeutig, dass die daraus resultierenden Konflikte auch mittels der Ambivalenztoleranz nicht mehr gelöst werden können. WATZLAWICK et al. (1969, S. 101) weisen darauf hin, dass dort wo die wechselseitige Uebersetzung von digitaler und analoger Kommunikation nicht mehr gelingt oder als nicht notwendig erachtet wird, das Ritual als "Uebergangsform zwischen der analogen und digitalen Kommunikation" gewählt wird. Sowohl in Fällen überwie-

gend digitaler als auch analoger Kommunikation sind die für die Identität notwendigen Bedingungen nicht gegeben.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Störungen auf der Ebene des vierten Axioms entstehen können, wenn:

- Analoge und/oder digitale Kommunikation nicht wahrgenommen werden;
- analoge und/oder digitale Kommunikation in ihrer Bedeutung falsch interpretiert werden;
- Divergenzen zwischen analoger und digitaler Kommunikation vorliegen;
- Divergenzen zwischen verschiedenen analogen und/oder digitalen Botschaften eine adäquate Reaktion nicht zulassen ("double bind").

4.2.5. Symmetrische und komplementäre Kommunikation

Das fünfte Axiom von WATZLAWICK et al. (1969) lautet: "Zwischenmenschliche Kommunikationsabläufe sind entweder symmetrisch oder komplementär, je nachdem, ob die Beziehung zwischen den Partnern auf Gleichheit oder Unterschiedlichkeit beruht." (Ebd., S. 70). Bei symmetrischen Sozialisationsbeziehungen definieren sich die Akteure als gleichwertig bezüglich der Wahl von Kommunikationsmitteln. Im Gegensatz dazu ergänzt sich in komplementären Beziehungen das Verhalten der Akteure. Eine symmetrische Kommunikation ist je nach Situation unter Umständen nicht angebracht, gibt es doch Situationen, in denen ein Sozialisationsagent infolge grösserer Informationsressourcen dominiert. In Anlehnung an WATZLAWICK et al. (1969, S. 69 f) kann erwähnt werden, dass komplementäre Beziehungen (Mutter-Kind, Arzt-Patient, Lehrer-Schüler usw.) auch auf gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten beruhen. Im Rahmen der frühkindlichen Sozialisation kann die Eltern-Kind-Beziehung schon von den naturbedingten Voraussetzungen her nicht symmetrisch verlaufen. Auch in späteren Phasen, in denen der Sozialisand zunehmend autonomer wird, können komplementäre Beziehungen adäquat sein. BECK (1975, S. 118) stellt fest, dass Sozialisationsbeziehungen in Kindes- und Jugendalter ihrer Struktur nach eher komplementär sind

und differenziert dementsprechend zwischen "flexibler" und "starrer" Komplementarität, wobei letztere nur unter Zwang von allen Partnern akzeptiert wird. Ein identitätsfördernder Interaktionsverlauf zeichnet sich dadurch aus, dass die Kommunikationspartner in der Lage sind, je nach Situation zwischen symmetrischer und komplementärer Kommunikationsform zu wählen. Interaktiv-kommunikative Konflikte treten etwa dann auf, wenn die gegenseitigen Beziehungsdefinitionen divergent sind. Eine Störung der Identität kann zum Beispiel dann entstehen, wenn die erwartete Bedürfnisstruktur mit der tatsächlichen nicht mehr übereinstimmt. In einem solchen Fall sollten die Interaktionspartner zu einer Neuformulierung der gegenseitigen Erwartungen und somit auch der Beziehungsstruktur finden. Wenn dieser Prozess auf der Ebene der Gegenseitigkeit im Sinne der Identität gelingt, kann von einem Idealfall der sozialen Interaktion gesprochen werden. Das Erreichen einer solchen Situation setzt aber voraus, dass die Akteure fähig und bereit sind, sobald die interaktiv-kommunikative Beziehung gestört ist und die Bedürfnispositionen der einzelnen Akteure so divergieren, dass kein Konsens gefunden werden kann, sie die bestehende Kommunikation modifizieren, damit jeder Interaktionspartner wieder die Möglichkeit zur Identität hat.

Auf der Ebene des fünften Axioms können in Anlehnung an BRUNNER et al. (1978, S. 66) drei Störungsformen differenziert werden:

- Starre Komplementarität: Interaktionspartner behalten trotz veränderter Verhältnisse, die gleichen Positionen (dies ist vor allem bezüglich der Entwicklung des Sozialisanden im Kindes- und Jugendalter relevant);
- Symmetrische Eskalation: "Diese Tendenz zu mehr als gleicher Gleichheit bedingt die typische eskalierende Eigenschaft symmetrischer Beziehungen, sobald diese ihre Stabilität zu verlieren beginnen. ... Die Störungen symmetrischer Beziehungen sind daher durch mehr oder weniger offenen Kampf, dem Schisma im Sinne LIDZ (1957), gekennzeichnet." (WATZLAWICK et al., 1969, S. 104);

- Metakomplementarität: Sie entspricht vorgeschriebener Metakommunikation und hat keinen befreienden Charakter. Metakomplementäre Kommunikationsstrukturen können dann entstehen, wenn ein Sozialisationsagent ausgehend von einer übergeordneten Position in einer komplementären Beziehung den Sozialisanden auffordert oder zwingt, selbst eine superiore oder symmetrische Position gegenüber ihm einzunehmen.

4.3. Zur Bedeutung der pragmatischen Axiome

Für eine gegenseitige Verständigung, als Voraussetzung zur Identität ist es von Bedeutung, dass die einzelnen Rollenträger ihre Standpunkte vertreten und verbalisieren können, und zwar auf eine Weise, dass sie für alle Interaktionspartner verständlich werden. Dies setzt neben der Fähigkeit zu Empathie, Rollendistanz und Ambivalenztoleranz als die Grundqualifikationen des Rollenhandelns auch noch die in vorangehenden Kapiteln beschriebenen strukturellen Eigenschaften von Sozialisationssystemen, voraus. Störungen der Kommunikation und so auch der Identität können auf der Ebene von allen fünf pragmatischen Axiomen erklärt werden. Vor allem in Kommunikationsprozessen, die wenig strukturiert sind (keine eindeutigen Rollendefinitionen), müssen sich die Partner auf einen Konsensus einigen. Während in nicht autoritären Sozialisationssystemen die Metakommunikation praktiziert wird, ist sie in Familien mit rigiden Rollen- und Kommunikationsstrukturen erschwert, was dann auch die Möglichkeit zur Identität einschränkt. Sofern den einzelnen Akteuren die Ursache eines Konfliktes, der das Finden eines Konsens verhindert, bewusst ist und er nicht sozio-strukturell bedingt ist, besteht die Möglichkeit, sich auf metakommunikativer Ebene zu verständigen. Je grösser die kommunikative Kompetenz eines Individuums ist, desto grösser ist auch seine Möglichkeit interaktiv-kommunikative Konflikte im Bereich der fünf Axiome zu lösen. Dies erfordert jedoch eine Identitätsleistung, die den Akteuren erlaubt auf Intensionen und Bedürfnisse der Partner einzugehen (Empathie) ohne dabei die Darstellung der eigenen Er-

wartungen zu vernachlässigen. Zudem braucht es noch die Fähigkeit zur Rollendistanz damit man sich nicht zu rigid mit der eigenen Rolle identifiziert und zeigen kann, dass man unter dieser nicht ganz subsumierbar ist. Die entstehenden Widersprüche müssen anhand der Ambivalenztoleranz so ertragen werden können, dass die Interaktion aufrechterhalten bleibt.

Untenstehend sind die in den Kapiteln 4.2.1. bis 4.2.5. dargestellten und erläuterten pragmatischen Axiome der menschlichen Kommunikation von WATZLAWICK et al. (1969) in Anlehnung an BECK (1975, S. 120) so zusammengefasst und umformuliert, dass sie als Grundraster für die Analyse der Struktur von Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikativer Konflikt verwendet werden können:

- Kommunikation darf nicht durch Abweisung oder Entwertung des Kommunikationsangebotes verweigert werden;
- der Beziehungsaspekt darf nicht aus der Kommunikation ausgeschlossen werden;
- es muss in der Interpunktion des Kommunikationsablaufes eine Kongruenz gesucht werden;
- der Transfer von der digitalen zur analogen (bezw. umgekehrt) Kommunikationsebene muss gemacht werden;
- situationsspezifisch müssen symmetrische und komplementäre Kommunikationsformen gewählt werden.

Eine gleichzeitige Erfüllung aller dieser fünf Punkte ist jedoch in empirisch vorfindbaren Interaktionsbeziehungen nicht möglich. Die fünf pragmatischen Axiome eignen sich jedoch in dieser Form als Kriterienkatalog für die Erfassung von formalen Strukturen, wie sie in interaktiv-kommunikativen Konflikten bei Identitätsstörungen gemäss Definition im familialen und schulischen Sozialisationssystem vorkommen.

4.4. Die Doppelbindungstheorie

Die Doppelbindungstheorie, welche die Wirkung von Paradoxien in menschlichen Interaktionen zu erklären versucht, wurde zum ersten Mal von BATESON et al. (1956) unter dem Titel "Toward

a Theory of Schizophrenia" beschrieben. WATZLAWICK et al. (1969) haben im Anschluss an BATESON, für die Begründung von Beziehungsproblemen, wie sie den meisten Kommunikationsstörungen zugrunde liegen, auch die "double bind"-Hypothese verwendet. In etwas vereinfachter Form soll nun in den folgenden drei Abschnitten in Anlehnung an WATZLAWICK et al. (1969, S. 194 ff) das Wesen und die Eigenschaften von Doppelbindungen beschrieben werden:

- Zwei oder mehrere Personen sind gegenseitig durch eine enge Beziehung miteinander verbunden, die für einen oder mehrere von ihnen von grösserer physischer und/oder psychischer Bedeutung ist. Derartige Konstellationen existieren unter anderem auch im familialen Sozialisationssystem.
- In einer solchen Beziehungsstruktur wird einem Akteur eine Information abgegeben, die zwei Aussagen auf verschiedenen Ebenen oder verschiedenen logischen Typs beinhaltet, zwischen denen zwar eine Relation besteht, die sich jedoch nicht miteinander vereinbaren lassen.
- Der Rezipient dieser Information, ist weder in der Lage, sich mit der erhaltenen Information kritisch auseinander zu setzen und die Widersprüchlichkeit aufzulösen, noch kann er sich dem Widerspruch dadurch entziehen, indem er sich aus der Beziehung zurückzieht.

WATZLAWICK et al. (1969) erwähnen in Anlehnung an das erste Axiom, dass eine paradoxe Mitteilung obwohl logisch sinnlos, eine pragmatische Realität ist. "Man kann nicht *n i c h t* (im Originaltext kursiv gedruckt, Anm. d. Verf.) auf sie reagieren, andererseits kann man sich ihr gegenüber auch nicht in einer angebrachten (nicht paradoxen) Weise verhalten, denn die Mitteilung selbst ist paradox." (Ebd., S. 196). "Double bind"-Beziehungen, welche durch ihre widersprüchlichen Handlungsaufforderungen zu paradoxem Verhalten führen, haben wiederum doppelbindende Rückwirkung (ebd., S. 197). Bei solchen Kommunikationsstrukturen, die immer weitere Kreise ziehen, wird der Sozialisand, da er sich weder aus der Interaktion zurückziehen noch das Problem auf metakommunikativer Ebene

lösen kann, psychisch überfordert. Im Zusammenhang mit der Schizophrenieforschung konnten BATESON et al. (1969) am Beispiel von "double bind"-Situationen zeigen, dass Schizophrene an spezifischen Kommunikationsstrukturen scheitern, bei denen auch "normale" Individuen vor Probleme gestellt würden, wenn sie nicht die Möglichkeit hätten die widersprüchlichen Botschaften zu desambiguieren. "Double bind"-Kommunikation ist nach BATESON et al. (1969) in Sozialisationsprozessen des Kindes, bei welchen ja die identitätsfördernden Eigenschaften noch nicht entwickelt sind, vor allem dann besonders schädlich, wenn es die dominante Sozialisationsform ist. Auf Grund von widersprüchlichen Handlungsaufforderungen im primären Sozialisationssystem kann sich der Sozialisand die Fähigkeit nicht aneignen zu bestimmen, was andere wirklich meinen, und so bekundet er dann auch Mühe, das was er selber tun will adäquat auszudrücken (BECK, 1975, S. 122). Je nachdem kann sein Verhalten, auch wenn er später in ein normales Kommunikationssystem eintritt, unter Umständen noch klinisch relevante Symptome aufweisen.

Es gibt aber auch in nicht pathologischen Beziehungen "double bind"-Situationen, welche die Möglichkeit zur Identität belasten. In solchen Interaktionen müssen die Akteure auf metakommunikativer Ebene die paradoxe Situation überwinden. Dies erfordert eine grosse Identitätsleistung. Es kann angenommen werden, dass unter normalen Umständen eine "double bind"-Situation ihre identitätshemmende Wirkung verliert, wenn die Interaktionspartner über eine kommunikative Kompetenz verfügen, und die Kommunikation trotz der bestehenden Divergenzen aufrechterhalten können beziehungsweise, wenn ihnen das Sozialisationssystem ermöglicht auf metakommunikativer Ebene den Konflikt zu lösen. Sofern die Ursachen von Doppelbindungen primär durch die systemische Struktur bedingt sind, können diese nicht mehr auf das Problem semantisch bedingter Verständigungsdifferenzen reduziert werden, und sind so auch nicht mehr nur reflexiv durch das Medium der Sprache lösbar. Auf dieser Ebene, und dies wurde an anderen Stellen schon erwähnt, kann man selbstverständlich nicht mehr ausschliesslich

mit kritisch-interaktionistischen Theorien argumentieren.

4.5. Kritische Aspekte

Der Rahmen der Kritik an systemorientierten Kommunikations-theorien beschränkt sich auf die Analyse der "pragmatischen Kommunikationstheorie" wie sie in den Büchern "menschliche Kommunikation" (WATZLAWICK et al., 1969) und "Lösungen" (WATZLAWICK et al., 1974) entwickelt und in den vorangehenden Kapiteln erläutert wurden. Die menschliche Kommunikation wird bei WATZLAWICK et al. nicht wie in Theorien des Symbolischen Interaktionismus als einfaches Reiz-Reaktions-Verhalten (wechselseitige Kausalkette) beschrieben, sondern es wird von einer "Kreisförmigkeit" und "Uebersumation" (ebd., 1969, S. 120 f) ausgegangen. Obwohl anhand der "pragmatischen Kommunikationstheorie" in der Analyse differenzierter Kommunikationsprozesse relevante Ergebnisse erzielt werden können, müssen gewisse Prämissen und Implikationen dieses Theorieansatzes relativiert werden. So impliziert er eine Ontologisierung der Logik. Sie (ebd., 1969, 1974) gehen von abstrakten Zeichensystemen der Mathematik aus und leiten davon axiomatisch eine Aehnlichkeit zwischen Primzahlen und den Regeln der menschlichen Kommunikation ab. Dieses Vorgehen gilt es in Anlehnung an BRUNNER et al. (1978) zu kritisieren. "Die Basis des Theoriegebäudes ist also nicht etwa der reale historische und gesellschaftliche Zustand der alltäglichen "pragmatischen" Kommunikation, sondern die immanente Logik und Eigendynamik formaler kybernetischer Modelle und mathematischer Prinzipien." (Ebd., S. 69). Auf dieser Grundlage (Formalabstraktion) können konkrete Kommunikationszusammenhänge nur verkürzt wahrgenommen werden. Im Gegensatz zur individuum-zentrierten Psychologie kann zwar der systemtheoretische Ansatz auch interaktive Prozesse beschreiben, er vermag jedoch subjektive und sozialisationsspezifische biographische Faktoren von Identitätsstörungen nicht zu erfassen (vergl. BRUNNER et al., 1978, S. 70 ff). Die an den Kommunikationsprozessen beteiligten Akteure werden als depersonalisierte Elemente beschrieben und interaktiv-kommunikative Störungen werden ausschliesslich als Dysfunktion eines geregelten Rückkoppelungssystems definiert, deren Ur-

sache nicht nach individuellen Faktoren beziehungsweise Störungskomponenten differenziert werden kann. Obwohl es als nicht mehr zu beweisende Tatsache gilt, dass jedes individuelle Verhalten auch durch frühere Sozialisationsprozesse und die damit verbundenen Erfahrungen determiniert ist (LORENZER, 1977, HAEBERLIN, 1978), kann dieses gemäss WATZLAWICK et al. (1969) nur nach systemspezifischen situativen Kriterien objektiv begründet werden. Auf diese Weise lassen sich jedoch Ursachen von Störungen die mit früheren familialen Sozialisationsprozessen zu erklären sind, sowie intrapsychische Störungsdispositionen unter Umständen nicht genügend in die Analyse miteinbeziehen. Es werden also weder subjektiv-biographische noch ausserhalb vom aktuellen Kommunikationssystem begründbare Wirkungskomponenten für die Genese von Kommunikationsstörungen berücksichtigt. Obwohl WATZLAWICK et al. (1969) auf die Wichtigkeit der Umwelt für die Definition eines Systems hinweisen, wird die interdependente Wirkung zwischen diesen beiden Faktoren nicht expliziert. Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die folgenden Punkte der pragmatischen Kommunikationstheorie einer Kritik unterzogen wurden:

- Mangelnde Berücksichtigung, beziehungsweise Eliminierung subjektiver Faktoren (Biographie, Bedürfnisstruktur usw.);
- prinzipielle Analogisierung der intersubjektiven Beziehungen in der Kommunikation;
- Loslösung der Kommunikationsprozesse aus der gegebenen gesellschaftlichen Struktur.

4.6. Zusammenfassung

Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikative Konflikte entstehen gemäss Definition in Abhängigkeit zur Kommunikationsstruktur des Sozialisationssystems und zur kommunikativen Kompetenz der Interaktionspartner, welche notwendig ist um Divergenzen auf metakommunikativer Ebene aufzulösen. Die von WATZLAWICK et al. (1969) begründete Kommunikationstheorie eignet sich insofern als Beurteilungsgrundlage für symptomatische Identitätsstörungen beim Sozialisanden, als Strukturbedingungen, wie sie in allen Systemen kommunikativen Handelns

vorfindbar sind, erfasst werden können. Sie ermöglicht jedoch keine ausreichend differenzierte Analyse von konkreten auf inhaltlicher Ebene auftretenden Konflikten. Eine Erfassung der interaktiv-kommunikativen Konflikte bei Identitätsstörungen muss neben systemspezifischen auch subjektiv-biographische und soziale Komponenten für die Beschreibung und Evaluation der Konfliktstrategien beinhalten. Es müssen also neben formalen Komponenten, sowohl objektive als auch subjektive Zusammenhänge erfasst werden, damit die Konflikte in ihrer gesellschaftlichen, sozio-psychischen und individuellen Bedingtheit begriffen werden können. In diesem Sinne gilt es auch die fünf pragmatischen Axiome von WATZLAWICK et al. (1969) zu relativieren. Diese implizieren, als Kriterien für eine optimale Kommunikation, idealtypische Voraussetzungen wie sie in empirisch vorfindbaren Interaktionen nicht umfassend erfüllbar sind. Sie eignen sich jedoch insofern für die Analyse von symptomatischen Identitätsstörungen beim Sozialisanden, als mit ihnen die Problematik der Individuum-zentrierten Perspektive im Hinblick auf eine Berücksichtigung übergeordneter systemischer Beeinflussungsgrößen erweitert werden kann.

5. Zusammenfassung

Das Verständnis für menschliche Sozialisationsprozesse erfordert auch eine Analyse der ihr zugrunde liegenden Kommunikationsstruktur, sofern man annimmt, dass jedes interaktive Verhalten auch Kommunikation ist. Diese bildet jedoch nicht nur eine Manifestation von Interaktion, sondern kann im Rahmen einer theoretischen Konzeption auch zum Verständnis derselben beitragen.

Symptomatische Identitätsstörungen beim Sozialisanden lassen sich aufbauend auf kritisch-interaktionistischen Erklärungsansätzen zur Identität wie folgt definieren:

Es handelt sich um interaktiv-kommunikative Konflikte, welche durch eine im Familiensystem erworbene sprachsozialisationsbedingte mangelnde soziale Handlungskompetenz (Grundqualifikation des Rollenhandelns und Identitätsdarstellung) des Sozialisanden sowie durch Rolleninduktionsprozesse in sozialen In-

teraktionen entstehen und sich bei ihm in Form von Verhaltensstörungen manifestieren. Dem Sozialisanden gelingt es dann nicht mehr, ein Gleichgewicht zwischen fremdgesteuerten Rollenerwartungen und dem Ausdruck seiner in diesen Erwartungen nur teilweise enthaltenen Besonderheiten zu erreichen.

Die Genese und der Verlauf von Identitätsstörungen können in individueller und sozialer Perspektive auf der Grundlage einer mangelnden kommunikativen Kompetenz erklärt werden, infolge derer es dann nicht mehr möglich ist, Konflikte, wie sie strukturell in allen Interaktionen vorkommen, zu bewältigen. Im Zusammenhang mit der Familie als primäres sprachliches Sozialisationssystem werden beispielhaft zwei Formen von Einschränkung der kommunikativen Kompetenz dargestellt:

- Restringierter Sprachcode bei geschlossenem Kommunikationssystem;
- restringierter Sprachcode bei Exkommunikation im Sinne der Desymbolisierung als Verdrängungsprozess.

Geschlossene Kommunikationssysteme weisen eine rigide Rollenstruktur auf und haben in extremer Ausprägung Interaktionsformen, wie sie auf der Ebene der Familie von Schizophrenen vorkommen. Solche Sozialisationssysteme verfügen somit auch über einen vorwiegend systemspezifisch geprägten Realitätsbezug, welcher durch die einzelnen Interaktionspartner nicht mehr individuell interpretiert und relativiert werden darf beziehungsweise kann.

Eine Einschränkung der Kommunikationsfähigkeit auf Grund von Desymbolisierungsprozessen basiert auf der Abspaltung bewusster Sprachsymbole, welche bei einem Verbleiben im Bewusstsein konfliktfördernde Divergenzen auslösen würden. Abspaltet ins Unbewusste, sind die Symbole, ohne dass sie ihren Einfluss auf das Verhalten verlieren, nicht mehr der Reflexion zugänglich.

Bei beiden Typen restringierter Kommunikation auf der Ebene des familialen Sozialisationssystems wird die Möglichkeit der Mitglieder zur Metakommunikation und Reflexion über die Interaktionsprozesse als Voraussetzung zur Identität eingeschränkt.

Neben intrafamilialen Störungen des Sozialisanden werden noch solche beschrieben, welche sich erst bei einem Uebertritt vom familialen Sozialisationssystem in soziale Systeme mit divergierenden Interaktionsstrukturen manifestieren. Dementsprechend lassen sich ausgehend von der familialen Sprachsozialisation bezogen auf den Sozialisanden zwei Typen von symptomatischen Identitätsstörungen differenzieren:

- Mangelnde interaktiv-kommunikative Flexibilität auf der Ebene der Familie (Intra-System-Konflikt);
- mangelnde interaktiv-kommunikative Flexibilität bei Wechsel in soziale Systeme mit divergierenden Sozialisationsstrukturen (Inter-System-Konflikt).

Anhand von Beispielen kann gezeigt werden, wie ausgehend von spezifischen familialen Interaktionsformen und Rolleninduktionsprozessen, beim Sozialisanden in der Familie und/oder bei Systemwechsel symptomatische Identitätsstörungen auftreten können.

Identitätshemmende familiäre Sozialisationsmuster basieren auf folgenden Voraussetzungen:

- Die Familie hat eine rigid strukturierte Vorstellung von sich selbst;
- komplexe Erwartungen und Erfahrungen werden auf vereinfachte Formen reduziert;
- an den durch die Familienstruktur konzipierten Rollen wird seitens aller Mitglieder festgehalten (stereotype Rollen- und Kommunikationsmuster);
- jeder Versuch, bestehende Rollen zu modifizieren, wird unterbunden.

Identitätskonflikte auf der Ebene der Familie lassen sich sowohl unter dem Aspekt der Bestandessicherung des Systems als auch in ihrer Bedeutung für die Systemmitglieder beurteilen. Das Gleichgewicht zwischen Stabilität und Transformation im Familiensystem kann als auf einer allgemeinen Handlungsproblematik sowie auf der Möglichkeit zur Identität der Mitglieder beruhend erklärt werden. Die Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften kann durch familiäre Konflikt-

lösungsstrategien beeinträchtigt werden. Diese, definiert als Integrationsversuche in Handlungssystemen, lassen sich am Beispiel von Rolleninduktionsprozessen darstellen. Mittels derselben wird ein Konflikt auf Grund einer einseitigen "Entscheidung" (komplementäre Sozialisationsstruktur), meistens unbewusst in die Interaktion eingebracht, indem Sozialisationsagenten und zwar oft ohne dabei eine Rollenmodifikation vollziehen zu müssen, den Sozialisanden dazu veranlassen, die Rolle des Verhaltensgestörten zu übernehmen. Durch störungsindizierende Rollenattributionen und -induktionen beim Sozialisanden kann eine Pseudofunktionalität im Familiensystem auf Kosten einer Dysfunktionalität beim Sozialisanden (Symptomträger) erreicht werden. Als stigmatisierte Person fällt er dann der Sündenbockstrategie zum Opfer und ist zusätzlich noch dem Risiko ausgesetzt die identitätshemmenden Komponenten dieser Rollenzuweisung zu internalisieren (Intra-System-Konflikt).

Am Beispiel der Schule kann erklärt werden, wie bei Inter-System-Konflikten, basierend auf divergierenden Sozialisationsmustern, beim Sozialisanden symptomatische Identitätsstörungen im Sinne einer Aktualisierung der familialbedingten individuellen Störungsdisposition auftreten können. Da in der Schule nur in sehr beschränktem Masse auf die individuellen Verhaltensmöglichkeiten des Sozialisanden eingegangen wird, kann seine bis anhin durch die Familie signifikant geprägte Fähigkeit zur Identität in Frage gestellt werden und zu primärer oder sekundärer Auffälligkeit führen. Die von den bisherigen Interaktionsmustern sich unterscheidenden Rollennormen wirken sich in schulischen Sozialisationsprozessen insofern hemmend aus, als die Verhaltensweisen des Sozialisanden, welche im familiären Kontext internalisiert wurden, im Rahmen schulischer Interaktionsprozesse nicht mehr konform sind und sanktioniert werden. Wenn die daraus resultierenden Konflikte infolge seiner sprachbedingten mangelnden sozialen Handlungskompetenz und auf Grund von Rolleninduktionsprozessen von ihm nicht mehr bewältigt werden können, manifestieren sie sich dann in Form von symptomatischen Identitätsstörungen.

Sowohl Störungen des Sozialisanden, die im Familiensystem auftreten, als auch solche bei Systemwechsel können in kausalem Zusammenhang mit im familialen Sozialisationssystem vorfindbaren Interaktions- und Kommunikationsstrukturen als Grundlage für die Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften erklärt werden. Eine Beurteilung von symptomatischen Identitätsstörungen beim Sozialisanden auf der Ebene der Familie kann anhand von Theoremen zur Problematik kommunikativen Handelns vorgenommen werden, sofern diese nebst systemtheoretischen auch individuelle und soziale Komponenten von interaktiven Konfliktstrategien einbeziehen.

1. Einleitung

Im Rahmen dieses Kapitels wird erläutert, welche klinischen Konsequenzen die Begründung von symptomatischen Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikativer Konflikt hat. Es soll gezeigt werden, dass das Vorgehen in traditionellen psychiatrischen und psychologischen Institutionen, schon auf Grund ihrer organisatorischen Struktur und ihrer Differenzierung nach Störungen im Kindes- und Erwachsenenalter, nicht besonders geeignet ist, Identitätsstörungen, die mit familialen Sozialisationsstrukturen begründet werden können, zu erfassen beziehungsweise zu behandeln. Eine zusätzliche Kritik gilt es noch an den am medizinischen Krankheitsmodell sich orientierenden Störungsbegriffen, in ihrer individuum-zentrierten Konzeptuierung, vorzunehmen. Anhand eines integrativen Ansatzes soll dargestellt werden, wie mittels einer sozialwissenschaftlich zu begründenden Erweiterung des medizinischen Störungsbegriffs die theoretische Grundlage geschaffen werden kann, Diagnose und Therapie von Identitätsstörungen, welche sich beim Sozialisanden als Symptomträger manifestieren, auf der Ebene der Familie durchzuführen. Dieser erweiterte Erklärungsansatz ermöglicht es dann, sozialisationsspezifische interaktive sowie individuelle Störungskomponenten und deren Bedeutung im sozialen Kontext zu eruieren. Darauf aufbauend werden noch einige Anregungen für eine familientherapeutische Indikation gegeben.

2. Zum Begriff der Störung

2.1. Einleitung

Die Grundthematik dieses Kapitels ist zwar eine sozialpsychologische, sie liegt jedoch zugleich im Schnittpunkt verschiedener anderer Disziplinen und fachlicher Zuständigkeiten. Es geht nämlich um die Problematik von symptomatischen Identitätsstörungen bei Kindern und Jugendlichen, welche auf

Grund von Verhaltensstörungen psychologisch oder psychiatrisch erfasst werden. Durch die Begründung ihrer Genese auf interaktionistischer Ebene muss die Angemessenheit des heute noch dominierenden medizinischen Modelles für die klinische Beurteilung derselben relativiert werden. Obwohl in den letzten Jahren das sozialwissenschaftliche Forschungsdefizit durch die Fachbereiche Sozialpsychiatrie und Sozialpsychologie, welche wesentliche Beiträge zur Erklärung der Soziogenese psychischer Störungen leisteten, verringert werden konnte, weist SPECK (1979, S. 2) mit Recht darauf hin, dass psychiatrische Patienten, weil sie bis in jüngerer Zeit vorwiegend Gegenstand medizinisch-psychiatrischer Betrachtung waren, trotzdem zu wenig als soziale Wesen verstanden wurden.

Es interessiert im folgenden nun die Anwendungsmöglichkeit von sozialwissenschaftlichen Kriterien für Identitätsstörungen, welche sich gemäss Definition in Form von Verhaltensstörungen beim Symptomträger manifestieren und klinisch behandelt werden müssen. Auf Grund der in dieser Arbeit entwickelten interaktionistischen Konzeption lassen sich beim Sozialisanden dann Identitätsstörungen diagnostizieren, wenn im Zusammenhang mit störenden Einwirkungen in familialen Sozialisationsprozessen seine personale und soziale Integration behindert, und die festzustellende Beeinträchtigung auch als Interaktions- und Kommunikationsstörung auf der Ebene der Familie und/oder der Schule manifest wird. Es soll gezeigt werden, dass wesentliche Vorteile eines interaktionistischen Erklärungsansatzes, auch in seiner klinischen Anwendung, darin bestehen, dass er im Gegensatz zum medizinischen, welcher eine vorwiegend individuum-zentrierte Sichtweise impliziert, noch die soziale Situation des Patienten zu erfassen vermag. Im folgenden werden nun die Implikationen von medizinischen und psychopathologischen Störungsdefinitionen diskutiert, um dann in Anlehnung an ihre Kritik noch einige Vorschläge zu machen, wie primär sozialisationsspezifisch zu begründende, am Individuum auftretende Verhaltensstörungen als Symptomatik von Identitätskonflikten effizienter angegangen werden können.

2.2. Das medizinische Modell als Erklärungsgrundlage für sozialisationsbedingte psychische Störungen

Das medizinische Modell als konzeptueller Raster für die Beurteilung psychischer Störungen impliziert ein Vorgehen, nach dem auch sozialisationsspezifisch zu begründende Störungen analog zur organmedizinischen Pathologievorstellung anhand individueller Kategorien zu verstehen und bewerten sind. Dieser Erklärungsansatz angewendet auf Identitätsstörungen entspricht einem Interpretationsmuster, wonach deren Symptomatik als Hinweis für ein im Individuum tieferliegendes Krankheitsgeschehen verstanden werden muss. KEUPP (1974, S. 122) erwähnt, dass psychopathologische Begriffe wie "Nosologie", "Aetiologie", "Syndrom", "Diagnose" usw. in ihrer Individuum-zentrierten Anwendung identisch sind mit den Kategorien der medizinischen Pathologie. Die Psychopathologie differenziert gleich wie die Organmedizin zwischen krankem und gesundem, beziehungsweise abnormem und normalem Verhalten und definiert somit auch die soziale Rolle des Patienten. Es stellt sich nun die Frage, inwiefern die naturwissenschaftlichen Kriterien und Kategorien der Psychopathologie für die Berücksichtigung sozialer Faktoren noch einen konzeptuellen Verbindlichkeitscharakter haben. Der Versuch, bei psychischen Störungen analog zur Medizin einen "objektiven" Massstab für die Zuordnung der Bewertung "gesund" und "krank" anzuwenden, kann gemäss den neueren Resultaten der Sozialforschung als einseitig und fragwürdig kritisiert werden. Schon JASPERS (1953) erwähnt, dass das einzige gemeinsame Merkmal des Begriffes "krank" das des Werturteils ist und zwar in einem negativen Sinne. Als Folge einer Paradigmakontroverse konnte in Italien dann auch ein sozialpsychiatrisches Behandlungsmodell (BASAGLIA, 1972) für psychische Störungen auf gesetzlichem Wege institutionalisiert werden. Die Vertreter dieser erweiterten, nicht ausschliesslich naturwissenschaftlich fundierten Perspektive, konnten plausibel begründen, dass Gesundheit und Krankheit nicht nur als naturgegebene Normkonstanten, sondern als sozialabhängige Bewertungsregeln zu definieren sind.

Als entscheidender Kritikpunkt am medizinischen Modell, vor allem in seiner Anwendung in der Psychiatrie und klinischen Psychologie, bezeichnet KEUPP (1974, S. 126 ff) dessen Tendenz, die Möglichkeit einer objektiven und naturhaften Bestimmung von dem, was als "krank" beziehungsweise "gesund" aufzufassen ist, vorzutäuschen. In Anerkennung der sozialen Determiniertheit und Relevanz von psychischen Störungen ist es sicher fragwürdig, wenn man sozial zu begründende Verhaltens- und Reaktionsmuster mit einer quasi medizinischen Terminologie zu erfassen und zu objektivieren versucht. Es lässt sich somit nicht rechtfertigen, psychische Gesundheit beziehungsweise Krankheit einfach als absolutes Naturphänomen darzustellen, sondern es sollten sozialspezifische Komponenten zur Beurteilung miteinbezogen werden können. Verhaltensstörungen, welche Symptomwert haben, sind also nicht nur als Abweichung von einem "a priori-Standard" eines natürlichen Zustandes zu verstehen, sondern auch in Relation zu ihrer sozialen und so zu relativierenden Bedeutung zu definieren. Dementsprechend darf nicht mehr primär oder sogar ausschliesslich nach dem Verhalten selbst inhärenten Eigenschaften, wie normal oder abnorm, welche je nach Gesellschaft und Sozietät variieren können, differenziert werden. Vielmehr gilt es, eine psychische Symptomatik auch bezüglich ihrer Bewertung im sozialen Kontext zu erfassen.

Innerhalb der angewandten psychiatrischen und psychologischen Diagnostik spielt die Deskription des zu untersuchenden Gegenstandes eine wichtige Rolle. KEUPP (1974, S. 128) bezweifelt, ob das "Sprachspiel der Psychopathologie" ausschliesslich eine deskriptive Funktion hat, verstehen sich doch die deskriptiven Vorgänge gleichzeitig als einen Teil des nosologischen Forschung und somit implizieren diese beschreibenden Prozesse immer auch schon theoretische Vorannahmen, welche jedoch askriptiv sind. Sogenannt pathologische Verhaltensweisen werden somit also immer schon strukturiert und nach einem medizinischen Deutungsschema erfasst. Auf diese Weise werden Verhaltensmuster als Syndrome beschrieben, denen hypothetisch in ihrer Tiefenstruktur Krankheitscharakter beigemessen wird. Eine solche Differenzierung zwischen Krank-

heitserscheinung und eigentlicher Krankheit, im Sinne der Bestimmung des Kausalnexus zwischen dem Symptom und dessen somatischer oder intrapsychischer Basis, entspricht eben dem zu kritisierenden naturwissenschaftlich-medizinischen Prinzip (vergl. LORENZER, 1973, S. 50). Die Nennung von Syndromen, welche zwar für organisch bedingte Störungen von Relevanz ist, ist angewendet auf sozialisationsbedingte psychische Störungen nicht nur deskriptiv sondern auch attributiv. KEUPP (1974, S. 129) bezeichnet diesen Umstand auch als "Kontamination von deskriptivem und askriptivem Sprachspiel", welches dem Wesen nach zuschreibend ist, jedoch als beschreibend missverstanden wird. Von diesem Standpunkt aus lassen sich traditionelle psychiatrische und psychologische Vorgehensweisen auch als Etikettierungsprozesse bezeichnen, deren evaluative Elemente diskriminierend wirken, und die Basis für eine "Patienten-Karriere" bilden können (vergl. GOFFMAN, 1967). Dementsprechend wäre es sinnvoll, die Wahrnehmung und Beurteilung von Symptomen auch als eine Ordnungsleistung von sozialer Dimension zu verstehen. Somit könnte bei sozialisationsabhängigen interaktiv-kommunikativen Konflikten der Diagnose die Funktion zukommen, neue Perspektiven zu deren Lösung zu eröffnen. Diagnostische Kriterien sollten also vielmehr einen Mechanismus zur Konstruktion der sozialen Wirklichkeit ermöglichen und Einheiten abstrahieren können, die einen wichtigen Bestandteil jeglicher Interaktion sind (KEUPP, 1976, S. 70 ff).

Die theoretischen Implikationen der medizinisch orientierten Diagnostik, angewendet auf sozialisationsbedingte psychische Störungen, haben auch tiefgreifende therapeutische Konsequenzen. So werden die Ursachen für eine Störung primär als beim Patienten selber liegend verstanden und eine Eliminierung derselben muss dann auch durch die Manipulation intrapsychischer Vorgänge vorgenommen werden. Die Konzeption einer solchen Verhaltensmodifikationsstrategie ist demnach individualistisch, was aber auch heisst, dass bei der Therapierung des Individuums gleichzeitig die sozialen Kontextvariablen vernachlässigt werden. In den vorangehenden Kapiteln

wurde die Bedeutung von sozialen Strukturen bei symptomatischen Identitätsstörungen anhand interaktionistischer Erklärungsansätze begründet. Bezugnehmend auf deren theoretischen Grundlagen kann es nicht effizient sein, diese, wie es das medizinische Modell impliziert, nur auf das Individuum beschränkt zu erfassen.

2.3. Die sozialwissenschaftliche Relevanz des medizinischen Störungsbegriffs

Im Zusammenhang mit verschiedenen Sozialisationssystemen mit unterschiedlichen interaktiv-kommunikativen Strukturen konnte gezeigt werden, dass das Verhalten eines Sozialisanden in Abhängigkeit zu den Normen im betreffenden Sozialisationssystem bewertet wird. Somit kann das gleiche Verhalten eines Individuums je nach den kontextuellen Einflüssen in verschiedenen Interaktionssystemen einmal als adäquat und dann wieder als abweichend bewertet werden. Dieser Umstand begünstigt die Konstituierung der Rolle des Symptomträgers mit all ihren sozialen Konsequenzen, wie sie mit dem medizinischen Modell nicht adäquat erfasst werden können.

HERRIGER (1979) weist darauf hin, dass der Transfer von organmedizinischen Pathologievorstellungen in den Bereich des sozialen Handelns deswegen so leicht von statten ging, weil das Individuum zugleich Organismus und Subjekt ist. Dies bildet mit ein Grund, weshalb die organpathologische Konzeption über ihr eigentliches Anwendungsgebiet hinaus verwendet wurde. KEUPP (1974) erwähnt, dass gerade Verwaltungs- und Vollzugsinstanzen eine vermehrte Tendenz zeigen, Verhaltensstörungen, medizinisch orientiert verstehend, zum Gegenstand sozialer Kontrolle zu machen. Unter Bezugnahme auf JASPERS (1953) kann darauf hingewiesen werden, dass eine solche Handhabung mitunter sozialpejorative Werte impliziert. Dies führt dann dazu, dass Verhaltensweisen, welche als sozial abweichend definiert werden, nicht nur unadäquat behandelt, sondern auch diskriminiert werden. Auf die Sanktionierung abweichenden Verhaltens und deren Einfluss auf die Identität wurde unter Bezugnahme auf GOFFMAN (1967) schon in Kapitel

II. 6.3. hingewiesen. BECKER (1973, S. 8) geht davon aus, dass gesellschaftliche Gruppen abweichendes Verhalten konstruieren, indem sie Regeln aufstellen, deren Uebertretung abweichendes Verhalten konstituiert. Diese Regeln werden dann auf bestimmte Menschen angewendet, welche zu Aussen-seitern abgestempelt werden. Aus dieser Perspektive betrachtet, sind Verhaltensstörungen keine Qualität einer handelnden Person mehr, sondern die Konsequenz der Anwendung von Regeln und den darausfolgenden Sanktionen durch andere. Die Ausführungen im Sinne von BECKER (1973) entsprechen teilweise auch dem Konzept von GOFFMAN (1967) und sind in dieser Absolutheit sicher übertrieben. Sie ermöglichen jedoch eine Erhöhung des Bewusstseins für eine Problematik, wie sie durch die Individuum-zentrierte Perspektive nicht wahrgenommen werden kann.

Zur Beurteilung des Einflusses von möglichen somatischen Faktoren bei symptomatischen Identitätsstörungen beziehe ich mich auf die Ausführungen von HERRIGER (1979, S. 61 ff), welcher die Bedeutung der organischen Dysfunktionen (Endokrinopathien, Reifepathologien, zerebrale Dysfunktionen und genetische Störungen) für Verhaltensstörungen wie folgt beschreibt: "Mit Ausnahme weniger Einzelfälle ist die angestrebte Suche nach organischen und genetischen Ursachen für die Verhaltensschwierigkeiten und die Interaktionskonflikte von jungen Menschen ohne Erfolge geblieben. Das Krankheitsparadigma konnte sein Versprechen, die Probleme auf ein abweichendes biologisches Substrat zurückführen zu können, nicht einlösen. Dieser Definitionsansatz entbehrt einer hinreichend gesicherten empirischen Grundlage und hat somit sein Erklärungspotential weitgehend erschöpft." (HERRIGER, 1979, S. 65).

Die traditionellen klinischen Modellvorstellungen des medizinischen Krankheitsparadigmas sind, sofern sie Anspruch auf soziale Relevanz erheben, vor allem anhand der Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der Sozialisation, zu kritisieren. Dementsprechend müssen auch auf klinischer Ebene die Ursachen von symptomatischen Identitätsstörungen auf ihre Genese be-

zogen, im Zusammenhang mit dem sozialen Umfeld begriffen, und so der Bezug auf verdinglichte Naturkonstanten zugunsten einer Berücksichtigung von Sozial- und Interaktionsstrukturen relativiert werden. Mittels sozialisationsspezifischer Kriterien können Verhaltensstörungen im Bezug zum Profil der sozialen Erfahrungen des Sozialisanden erfasst werden und auch therapeutische Indikationen im Rahmen einer Handlungsstrategie gemacht werden. Korrektive Massnahmen beziehen sich dann nicht nur auf die Persönlichkeit des Individuums, welches abweichende Verhaltensweisen zeigt, sondern auch auf sein soziales Umfeld, indem dieses Verhalten primär entwickelt wurde.

2.4. Interaktionistischer Aspekt

Nachdem in den letzten beiden Kapiteln die individuum-zentrierten Implikationen des medizinischen Modells als Beurteilungsgrundlage für sozialisationsbedingte Verhaltensstörungen vorgestellt und anhand sozialer Kriterien in ihrer Gültigkeit relativiert wurden, wird im folgenden noch kurz die klinische Relevanz des interaktionistischen Erklärungsansatzes für die Erfassung von am Individuum sich manifestierenden Störungen beschrieben. Dieser ist verwandt mit der Labeling Perspektive, wie sie schon in Kapitel II. 4. ausführlich dargestellt wurde. In dieser Konzeption werden die Kriterien für die Bestimmung eines Verhaltens nicht mehr auf Grund qualitativer Unterschiede von psychischen Funktionsweisen vorgenommen, sondern es wird davon ausgegangen, dass Verhaltensstörungen sich in ihrer Entstehungsstruktur im gegebenen sozialen Umfeld nicht grundsätzlich von solchen unterscheiden, welche als normal beurteilt werden. Dementsprechend wird die Einstufung eines Verhaltens als Störung, sowohl in der Selbst- als auch in der Fremdbeurteilung definiert. Die Klassifizierung einer Verhaltensweise als erwünscht beziehungsweise unerwünscht wird also in Dependenz zu den durchschnittlichen gesellschaftlichen Funktions- und Leistungserwartungen verstanden und relativiert.

Der Sozialisand ist in seiner verhältnismässig grossen Ab-

hängigkeit von den Sozialisationsagenten (Eltern, Lehrer), in den oft komplementär verlaufenden Interaktions- und Kommunikationsprozessen, besonders dem Risiko von Rolleninduktionen ausgesetzt. Seine Reaktionen auf solche identitätshemmende Sozialisationsstrukturen, welche psychische Störungen begünstigen und stabilisieren, lassen sich in ihrem Verlauf im gegebenen Sozialisationssystem anhand interaktionistischer Konzepte am angemessensten erfassen. Es ist jedoch auf diese Weise nur beschränkt möglich, individuelle Störungsdispositionen, wie immer man sie auch definiert, zu begründen, können doch auf dieser Ebene nur die Reaktionen der Umwelt auf diese differenziert erklärt werden.

2.5. Integrativer Ansatz

Gemäss der in dieser Arbeit entwickelten Konzeption zur Erklärung symptomatischer Identitätsstörungen ist davon auszugehen, dass es primär von den interaktiv-kommunikativen Strukturen im familialen Sozialisationssystem abhängt, ob beziehungsweise inwieweit identitätshemmende Faktoren beim Sozialisanden wirksam werden und zu sozial auffälligem Verhalten führen. Zur Beurteilung von Identitätsstörungen, welche sich beim Symptomträger manifestieren, wurden zwei kontroverse Konzepte vorgestellt und kritisiert. Es sind dies einerseits die traditionellen Ursachentheorien, bei welchen die Frage nach individualbedingten Entstehungsfaktoren für Verhaltensstörungen im Vordergrund stehen, sowie andererseits die mit der Labeling-Perspektive verwandten Erklärungsansätze, welche den Geltungsanspruch der individuum-zentrierten aetiologischen Erklärungsgrundlage problematisieren und vorwiegend die gesellschaftliche Relevanz dieser Störungen beziehungsweise ihre Konstitution im sozialen Kontext (Reaktionstheorien) zum Gegenstand der Theoriebildung machen. In Anlehnung an RUETHER (1975) kann davon ausgegangen werden, dass es für die klinische Erfassung von psychischen Störungen nicht sinnvoll ist, Ursachen- und Reaktionstheorien alternativ zu verwenden. So hat zwar die Labeling-Perspektive das Risiko der Konstituierung und die Verstärkung von Verhaltensstörungen im Sinne abweichenden Verhaltens durch Rolleninduktionsprozesse dokumen-

tiert, biographisch-sozialisationspezifische Ursachen der primären Auffälligkeit, die auch Gegenstand klinischer Intervention bilden kann, werden aber weitgehend vernachlässigt. Psychische Störungen werden also vorwiegend mittels sozialer Kontrollreaktionen begründet, während sozialisationsbedingte individuelle Dispositionen für die Genese von Verhaltensstörungen als Ausgangslage für Rolleninduktionsprozesse jedoch unerklärt bleiben. In vorangehenden Kapiteln wurde begründet, dass individuelle Verhaltensweisen, die den allgemein gültigen Konformitätsanforderungen nicht genügen, und im Sinne der primären Devianz klinisch relevant werden, im Falle von Identitätsstörungen mit familiären Sozialisationsbedingungen erklärt werden können. RUETHER (1976) geht dann auch mit Recht davon aus, dass die Einseitigkeit dieser beiden Konzeptionen (Ursachen- bzw. Reaktionstheorien) zur Erklärung von am Individuum sich manifestierenden sozialisationsbedingten Verhaltensstörungen und so auch von symptomatischen Identitätsstörungen, mittels einem "integrativen Paradigma", welches sowohl nach Handlungsproduktion als auch nach Handlungsdefinition differenziert, überwunden werden kann (ebd., S. 62). Unter der Handlungsproduktion lässt sich die sozialisationsbedingte Entstehung von problematischen Verhaltensweisen durch biographisch konkrete Sozialisationsprozesse subsumieren, während die Definition und Bewertung dieser problematischen Handlungen durch die Interaktionspartner als Handlungsdefinition bezeichnet werden kann. Die neueren klinischen Forschungsbeiträge auf dem Gebiete von Identitätsstörungen verweisen dementsprechend auch auf die Notwendigkeit, die traditionellen Theorieansätze des normativen Paradigmas mit dem Kontrollparadigma zu vermitteln und so zu erweitern, dass neben individuellen und sozialen Aspekten der Handlungsproduktion, auch die Handlungsdefinition berücksichtigt und beide zueinander in Bezug gesetzt werden können. Es ist selbstverständlich, dass eine solche integrative Konzeption noch kein theoretisch geschlossenes und empirisch gesichertes Erklärungsmodell liefern kann und somit vor allem heuristischen Wert hat. Sie ermöglicht jedoch, und dies schlägt auch KEUPP (1974, S. 137) vor, fol-

gende drei Variablen in die Beurteilung von am Individuum sich manifestierenden symptomatischen Verhaltensstörungen einzubeziehen:

- Das Verhalten an sich (individueller Aspekt);
- das soziale Umfeld (sozialer Aspekt);
- Interaktionspartner, die Rolleninduktionsprozesse auslösen beziehungsweise ausführen.

Anhand der Berücksichtigung obiger Variablen wird es möglich, gemäss dem integrativen Paradigma die doppelte und kumulative Wirkung des Sozialisationssystems bei am Individuum sich manifestierenden Störungen, sowohl unter dem Aspekt seines Verhaltens beziehungsweise der sozialisationsabhängigen Handlungsproduktion, als auch unter dem der sozialen Kontrolle zu erfassen.

2.6. Zusammenfassung

Der medizinische Störungsbegriff impliziert, wenn er in der Psychiatrie und der klinischen Psychologie angewendet wird, eine primär individualbedingte Pathogenese psychischer Störungen, welche psychosoziale Kriterien nicht genügend mit-einbeziehen kann, da die Symptome eines Patienten mit einer hypothetisch in ihm tieferliegenden Störung in Kausalzusammenhang gebracht wird. Bezüglich den symptomatischen Identitätsstörungen beim Sozialisanden ergeben sich daraus bedeutende Konsequenzen für deren Diagnostik und Therapie, weil somit nur der Symptomträger in seiner Krankenrolle zum Gegenstand der Betrachtung gemacht werden kann. Anhand eines integrativen Ansatzes (Ursachen-Reaktionstheorien) wird es möglich, sowohl individuelle und soziale Ursachen von psychischen Störungen, als auch deren Bewertung und Behandlung im sozialen Kontext zu untersuchen.

3. Diagnostische Erfassung von Identitätsstörungen

3.1. Einleitung

In diesem Kapitel interessieren vor allem die Probleme der klinischen Erfassung und der diagnostischen Datenerhebung von symptomatischen Identitätsstörungen. Es soll gezeigt werden, wie besondere Schwierigkeiten dadurch entstehen

können, dass der Patient, wenn er als Symptomträger auftritt, von der Familie und der weiteren sozialen Umgebung nicht in dieser Rolle erlebt wird, und sich dadurch auch Probleme ergeben, die ganze Familie als interaktiv-kommunikatives System zu untersuchen. Des weitern wird erläutert, wie Identitätsstörungen, die am Sozialisanden symptomatisch werden und sich auch auf der Ebene des familialen Interaktions- und Kommunikationssystems manifestieren, nach individuellen und interaktiven Gesichtspunkten zu erfassen und diagnostisch zu beurteilen sind.

3.2. Familie und Identitätsstörung

Identitätshemmende Interaktionsstrukturen im primären Sozialisationssystem der Familie können eine gestörte Persönlichkeitsentwicklung des Sozialisanden begünstigen und zu einem gestörten Sprach-, Denk- und Sozialverhalten als Grundlage für symptomatische Identitätsstörungen führen. Ausschliesslich individualpsychologische Erklärungsmodelle sind zwar ausreichend für die Beschreibung individueller Symptome, können aber deren soziale Relevanz und Bedingtheit nicht adäquat erklären. Dementsprechend ist es sinnvoll diagnostische Begründungen auch auf der Stufe der nächst höheren Organisation, nämlich der der Familie zu suchen. Es stellt sich nun die Frage nach der klinischen Bedeutung familialer Variablen für die Genese und den Verlauf von Identitätsstörungen, welche beim Sozialisanden symptomatisch auftreten. Eine Präzisierung dieser Problematik kann in Anlehnung an die Ausführungen von KAUFMANN (1972, S. 17) vorgenommen werden, indem man abklärt, wer oder was im Familiensystem die psychische Entwicklung und den Zustand des gestörten Individuums beeinflusst oder beeinflusste, und in welcher Form der Patient auf solche Einflüsse reagiert, beziehungsweise wie dieser wiederum auf die Familienumgebung wirkt. Dazu eignen sich traditionelle klinische Theorien insofern nicht, als mit ihnen eine direkte Auseinandersetzung mit dem familialen Sozialisationssystem nicht verwirklicht werden kann da gestörte Verhaltensweisen nicht als interaktiv-kommunikative Konflikte verstanden, sondern primär als persönliches, intra-

psychisches Geschehen interpretiert werden. Somit können Wechselwirkungen zwischen dem Patienten als Symptomträger und den anderen Mitgliedern der Familie nur sekundär erfasst und so auch nicht direkt in die Untersuchung und Behandlung miteinbezogen werden. Erst mit der Begründung der "Familienneurose" und durch die Schizophrenieforschung wurde auf klinischer Ebene anerkannt, dass es in der Familie zu permanenten zirkulären Reaktionen und so auch zu wechselseitig bedingten Störungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen und Interaktionen kommen kann. So stellt sich dann auch die Frage, ob die zur Konsultation kommende Person wirklich der eigentliche Patient ist, oder ob dieser als Symptomträger nicht nur die psychischen Störungen von anderen Mitgliedern im familialen Sozialisationssystem vertritt (vergl. Kap. III. 4.2. - 4.4.).

In Anlehnung an HOWELLS (1978) kann man annehmen, dass sich familiäre Störungen an Indikatoren äussern können, welche die Aufmerksamkeit der Familie, eines ihrer Mitglieder oder von Aussenstehenden auf sich zieht. Er bemerkt dazu: "Wenn sich genügend Unbehagen angesammelt hat, entsteht der Wunsch nach Erleichterung; die Familie, ein Teil derselben oder ein einzelnes Mitglied (z.B. der Symptomträger, Anm. d. Verf.) sucht dann Hilfe." (Ebd., 1978, S. 134). Eine solche "Hilfesseuche", welche in dieser Funktion sicher unbewusst ist, kann sich zum Beispiel in Form von Verhaltensstörungen beim Sozialisanden, wie sie anlässlich der Symptomatik bei Identitätsstörungen beschrieben wurde, manifestieren. WATZLAWICK (1969, 1974, 1980), JACKSON (1969), HALEY (1977) und WEAKLAND et al. (1980) zeigten anhand von Fallstudien, dass psychische Störungen von Individuen als "adäquate" Reaktion in gestörten familialen Interaktions- und Kommunikationssystemen interpretiert werden können.

Im Rahmen von Identitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter, so, wie sie in dieser Arbeit definiert werden, muss angenommen werden, dass zwischen dem Persönlichkeitssystem und dem familialen Sozialisationssystem eine Interdependenz be-

steht. In Anlehnung an interaktionistische Erklärungsansätze konnte gezeigt werden, dass jedes individuelle Verhalten sowohl einen selbst als auch die andern beeinflusst und zusammen mit dem Verhalten der andern einen objektiven Teil der interpersonellen Beziehung konstituiert (KAUFMANN, 1972, S. 19). Es wurde ersichtlich, dass identitätshemmende Faktoren gleichzeitig im familialen Sozialisationssystem, im subjektiven Erleben des Einzelnen, sowie in den interaktiv-kommunikativen Strukturen wirksam werden. Dementsprechend muss angenommen werden, dass die bei einem Individuum diagnostizierten Symptome auch nur der manifeste Teil einer Familienstörung repräsentieren können und sich Anzeichen derselben auf der Ebene des Familiensystems feststellen lassen. Im Zusammenhang mit der Kritik am medizinischen Modell zur Beurteilung sozialisationsabhängiger psychischer Störungen und anhand der Labeling-Perspektive konnte dargestellt werden, dass klinische Diagnosen nicht ausschliesslich am Individuum unter Bezugnahme seines subjektiven Erlebens zu erheben sind, sondern, dass auch die ganze Familie in das Verfahren miteinbezogen werden sollte, damit das Netzwerk der gegenseitig ineinander wirkenden Beziehungen und Beeinflussungen, welches sich in spezifischen Interaktions- und Kommunikationsmustern manifestiert, erfasst werden kann (vergl. BACHMANN, 1978, S. 152 ff, HOWELLS, 1978).

Wenn man nun annimmt, dass bestimmte familiäre Sozialisationsstrukturen und Funktionsweisen mit verschiedenen individuellen psychischen Störungen in ursächlichem Zusammenhang auftreten (vergl. u.a. TOMAN, 1965, MEISTERMANN-SEEGER, 1976), beziehungsweise, dass interaktiv-kommunikative Konflikte auf der Ebene der Familie in einer spezifischen als nosologische Einheit definierbaren Symptomatik am Individuum feststellbar sind, dann ist es auch sinnvoll, gemäss dem integrativen Ansatz (vergl. Kap. IV. 2.5.) eine Familienpathologie als Klassifikationssystem zu entwickeln, die individuelle interaktionistische und systemische Kategorien umfasst. BRENGELMANN (1967, S. 1067) erwähnt in diesem Zusammenhang die Problematik der Uebertragung individueller Pathologiebegriffe

auf die Familie als Sozialisationssystem, indem er auf das Risiko von inhomogenen Gleichungen beim Synthetisieren von individuellen Diagnosen mit Familienkonflikten hinweist. KAUFMANN (1972, S. 25) bemerkt dazu, dass im Rahmen der Diagnostik von familialen Konflikten nur interaktiv-kommunikative Verhaltensweisen als Faktoren kennzeichnender Merkmale in Frage kommen, da intrapsychische Störungskomponenten an sich weder direkt noch objektiv wahrnehmbar sind. Entsprechend der Kritik an Systemmodellen (vergl. Kap. III. 4.5.) und den Ausführungen zum integrativen Ansatz muss bezüglich den klinischen Methoden zur Erfassung von symptomatischen Identitätsstörungen eine Synthese gefunden werden, welche ermöglicht, sowohl individuelle als auch interaktive Störungsursachen, und zwar im Hinblick auf ihre Bedeutung für das Familiensystem, zu berücksichtigen.

3.3. Identitätsstörungen in individueller und interaktiver Perspektive

Obwohl im Rahmen dieser Arbeit Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikative Problematik definiert wurden, müssen auf klinischer Ebene gemäss dem integrativen Erklärungsansatz auch die Erfassung möglicher individueller Faktoren und Dispositionen vorgenommen werden können. Dies lässt sich einerseits damit begründen, dass in der Praxis der Kontakt zur Familie häufig über den Sozialisanden hergestellt wird und davon ausgegangen werden muss, dass dieser in seiner Rolle als Symptomträger einen subjektiven Leidensdruck erleben kann. Andererseits dürfen bei verantwortungsbewusstem psychologischem Handeln individualspezifische Störungskomponenten, wie immer sie auch begründet werden, nicht ausgeschlossen werden. Der Versuch individuelle und interaktive Faktoren diagnostisch zu differenzieren lässt sich objektiv nie ganz realisieren, da sein Gelingen idealtypische Untersuchungskriterien voraussetzen würden. Eine Gewichtung von Identitätsstörungen gemäss den bisherigen Ausführungen sollte nach den Kriterien erfolgen, inwiefern die kommunikative Kompetenz des Sozialisanden seine Möglichkeit zur Identität an sich einschränkt und inwieweit die daraus resultierenden Störungen und Konflikte im

Zusammenhang mit identitätshemmenden Kommunikationsstrukturen im familialen Sozialisationssystem erklärt werden können. Es ist davon auszugehen, dass in der Praxis eine Zuteilung von Störungsursachen zur individuellen oder interaktiven Ebene auch abhängig ist vom subjektiven Ermessen des Diagnostikers, was überhaupt für jede Entscheidung in der klinischen Analyse der Wirkung von Sozialisationsprozessen seine Gültigkeit hat.

3.3.1. Individuelle Aspekte

Schon auf Grund der Organisation der psychiatrischen und psychologischen Dienste, in ihrer Differenzierung nach speziellen Alters- und Störungsgruppen, und ihren spezifischen Hilfeleistungsangeboten, wird eine auf das Individuum beschränkte Problematisierung von psychischen Störungen begünstigt. Somit erhöht sich auch die Möglichkeit, dass bei Identitätsstörungen Familienmitglieder, welche je nachdem ebenso oder noch mehr gestört sind als der Symptomträger, beziehungsweise die interaktiv-kommunikativen Konflikte nicht direkt erfasst werden können. Bei sozialisationsbedingten Störungen besteht dann ein erhöhtes Risiko, dass sie nicht mehr in ihrer ursprünglichen Aetiologie, sondern nur noch individualsymptomatisch angegangen werden können. Familialbedingte symptomatische Identitätsstörungen des Sozialisanden, welche sich zum Beispiel im Rahmen schulischer Sozialisationsprozesse manifestieren, können auf Grund einer Ueberweisung des Symptomträgers durch Eltern oder Lehrer von einem Schulpsychologen unter Umständen nicht adäquat erfasst werden, wenn dieser infolge seiner Vigilanz für Probleme der schulischen Disziplin und des schulischen Versagens nur diese Problematik und zwar individuum-zentriert angeht.

Es ist unter Umständen möglich, dass ein Sozalisand mit einer mangelnden kommunikativen Kompetenz auf Grund einer organisch bedingten Störung oder sonst einer speziellen Disposition einer individuellen Diagnostik unterzogen werden muss. Doch aber auch mögliche individualpathologische Ursachen als Entstehungsfaktor für Identitätsstörungen sollten unter Berücksichtigung ihrer sozialen Relevanz beziehungs-

weise der sekundären Auffälligkeit (LEMERT, 1975) in ihrer Wechselwirkung auf das familiäre Sozialisationssystem erfasst werden. Man kann jedoch in Anlehnung an HOWELLS (1978, S. 130) davon ausgehen, dass selbst bei sozialisationsbedingten Störungen die Sozialisationsagenten oft nur einen Sozialisanden als Ausgangspunkt in der Rolle des Hinweispatienten zur Behandlung schicken. Es ist ihnen mindestens anfänglich der Zusammenhang zwischen familialen Sozialisationsprozessen und den am Individuum auftretenden Störungen oft nicht bewusst, was zusätzlich noch das Risiko für Rolleninduktionsprozesse seitens derselben erhöht. Ein weiterer Nachteil einer ausschliesslich individuum-zentrierten Erfassung ist der, dass sich die Familie auch auf klinischer Ebene in den "Patienten" und die "Angehörigen" spaltet, und somit deren Einsicht für eine vorhandene Störung im familialen Interaktions- und Kommunikationssystem behindert oder sogar verunmöglicht wird (BACHMANN, 1978, S. 155). Eine Familie kann aber auch mehr oder weniger bewusst über den Sozialisanden verfügen und ihn zum Beispiel "...zur Strafe in therapeutische Behandlung schicken, eigene Schuld durch dieses Mitglied ausdrücken und das Individuum in eine Krise als Mittel zur Beschaffung von Unterstützung hineinmanövrieren." (HOWELLS, 1978, S. 133). Solche pathologische Konstellationen werden normalerweise dann durchbrochen, wenn erstens die Symptomatik eines Mitgliedes für es selbst, die Familie und weitere Sozialisationssysteme unerträglich wird, und zweitens wenn sich die Familie dahingehend motivieren lässt, dass eine Indikation nicht nur beim Indexpatienten sondern auch auf der Ebene des familialen Systems vorzunehmen ist. Dies setzt jedoch seitens der Behandler voraus, dass diese der Familie plausibel machen und begründen können, dass eine am Individuum wahrgenommene Verhaltensstörung als eine adäquate Reaktionsweise in einem gestörten Interaktions- und Kommunikationssystem aufzufassen und dementsprechend anzugehen ist.

3.3.1.1. Symptomatik und Diagnostik

Die noch heute vorherrschende klinische Erfassung von Identi-

tätsstörungen beim Symptomträger kann verbessert werden, wenn anschliessende teilweise schon in vorangehenden Kapiteln erwähnten Ausführungen berücksichtigt werden. Bis anhin konnte gezeigt werden, wie die Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften und die Möglichkeit zur Identität des Sozialisanden auf Grund äusseren Drucks (Zwangsstrategien, Rolleninduktionsprozesse, vergl. Kap. III. 3.) so eingeschränkt werden kann, dass er nur noch in einer abweichenden Rolle kommunizieren kann, oder dass er sich wie GOFFMAN (1971) erwähnt, durch Distanzierung und Vermeidung der Kommunikation infolge Angst schützt. BORDIEU und PASSERON (1971, S. 107) weisen in diesem Zusammenhang auf Phänomene der gegenseitigen Isolierung oder Mystifikation der Kommunikation seitens der Interaktionspartner hin. Insbesondere beim Wechsel in ein Sozialisationssystem mit unterschiedlichen Kommunikationsstrukturen kann der Sozalisand Konflikte infolge eines Bruches zwischen bis anhin verwendeten Identitätsstrategien und neuen für ihn nicht mehr zu bewältigenden Anforderungen als Voraussetzung zur Identität erleben, was dann bei ihm zu einer Spaltung führen kann "...zwischen dem übernommenen, aufzubauenden und zu erhaltenden Fremdbild und dem eigenen Empfinden über sich selbst, in das die biographischen Ereignisse der persönlichen Identität als Erfahrungen einfliessen." (HAEBERLIN, 1978, S. 94). Solche sozialisationsbedingten Probleme werden aber subjektiv als individuelle Konflikte erlebt, die man nicht mehr selber zu lösen vermag. Auf Grund seiner mangelnden kommunikativen Kompetenz ist es dann dem Sozalisanden unter Umständen nicht mehr möglich eine adäquate Artikulation der eigenen Erfahrungen, Bedürfnisse und Konflikte vorzunehmen. Dies führt dann bei ihm zu Insuffizienzgefühlen und individuellem Versagen. Daraus kann, zusätzlich noch verstärkt durch Rolleninduktionsprozesse eine Entfremdung von sich selbst resultieren, das heisst die identitätshemmenden Fremddefinitionen werden zu Selbstdefinitionen infolge Identifikation mit dem Stigma (GOFFMAN, 1971). Dies kann dann zur Konsequenz haben, dass die sozialisationsabhängigen Konflikte sowohl innerlich als auch äusserlich verstärkt werden (Teufelskreis). Die individuellen und sozialen

Störungskomponenten, welche dem Sozialisanden als solche in ihrer Ursächlichkeit nicht bewusst sind, können von ihm dann auch nicht in dieser Form verarbeitet werden.

Aus der psychoanalytischen Theorie weiss man, dass Konflikte und Spannungen, die vom Individuum nicht mehr bewältigt werden können, und dem Bewusstsein nicht mehr zugänglich sind auch eine Einschränkung der Verbalisierungsmöglichkeit bewirken (LORENZER, 1973, S. 25 ff). Solche unbewusste Konflikte und Probleme haben, auch wenn sie aus der intersubjektiv verständlichen Sprache ausgeschlossen und so nicht mehr der Reflexion zugänglich sind doch noch handlungsbestimmende Wirkung. Vom Individuum verdrängte Inhalte können bei diesem, als verfälschte jedoch aus seiner Biographie heraus verständliche private Bedeutungen, in Form von neurotischen Störungen und psychosomatischen Leiden manifest werden (HAEBERLIN, 1978, S. 98). Als Begleitsymptome lassen sich nach RUESCH (1953) auch Furcht, Schuldgefühle und Angst feststellen. HOWELLS (1978, S. 121 ff) verweist unter spezieller Heraushebung von psychosomatischen Störungen auf ihre Bedeutung als Indikator für Familienkonflikte. Er kritisiert dann auch die Schwächen einer ausschliesslich individuellen Behandlung solcher "Präsentiersymptome", da sie oft als "Krankheit" zu einseitig diagnostiziert und interpretiert werden. Es lässt sich also feststellen, dass die subjektiven "Lösungen" von Identitätsstörungen sich beim Individuum neben Kommunikationsstörungen auch in Form von psychischen und somatischen Symptomen manifestieren können. Aber auch dieser Form der Symptomanifestation sollte im Sinne einer Erweiterung der ausschliesslich medizinischen Betrachtungsweise (vergl. Kap. VI. 2.) Rechnung getragen werden und zwar insofern, dass Patienten, auch wenn sie subjektiv, beziehungsweise ihre soziale Umgebung die Störungsanzeichen als individuelle Problematik erleben und interpretieren, unter Einbezug des primären Sozialisationssystems erfasst werden. Noch allzu oft basiert die diagnostische Datenerhebung in Kinderpsychiatrischen und -psychologischen Diensten nur auf individuum-zentrierten am medizinischen Krankheitsmodell sich

orientierenden Methoden. Durch die Aufnahme der Familien-
daten sowie der Lebensgeschichte des Patienten mit den
Eltern oder durch eine klinische Familienanamnese kann die
Kritik an einer zu einseitigen Beschränkung auf die Persön-
lichkeit des Patienten und seine Symptome bei Identitäts-
störungen nicht relativiert werden.

Eine Diagnostik von individuellen Störungskomponenten kann
unter Umständen von Bedeutung sein, wenn es darum geht, einen
Patienten als Symptomträger eines gestörten Familiensystems
zu identifizieren, oder wenn sich die Familie nicht zur Mit-
arbeit motivieren lässt. Gemäss dem Konzept dieser Arbeit ist
es sinnvoll, zur klinischen Beurteilung individueller Stö-
rungsmerkmale bei Identitätsstörungen als interaktiv-kommuni-
kativer Konflikt auf der Ebene der Familie, das von KAUFMANN
(1972, S. 79 ff) konzipierte Code-Buch als Raster zu verwen-
den, basiert dieses doch auf den in der Palo-Alto-Schule er-
forschten Prinzipien der menschlichen Kommunikation deren Be-
deutung als Beurteilungsgrundlage für Identitätsstörungen
schon in Kapitel III. 4. eingehend besprochen wurde. Dement-
sprechend können beim Individuum Störungen anhand folgender
Merkmale der verbalen Kommunikation erfasst werden:

- Kommunikationsstörungen als Sprachstörung;
- Schwierigkeiten des Folgerns und Definierens (Definition
der eigenen Meinung und Bedürfnisse);
- Disqualifikation der Kommunikation durch sich selbst;
- Vermeidung der Stellungnahme;
- bizarre Konstruktion von Sätzen, private Bedeutungen, Ver-
sprecher, Kontaminationen, abstrakte Begriffe anstelle kon-
kreter Bedeutungen (Sprachlogik);
- Modifikation des Themas, Kontextes oder der Absicht der
Kommunikation, ohne dass der Sprecher dies signalisiert.

Bezugnehmend auf KAUFMANN (1972, S. 162) muss noch erwähnt
werden, dass er anhand von systematischen Erhebungen anläss-
lich von Interviews mit Familien und ihren psychiatrisch
hospitalisierten Angehörigen feststellen konnte, dass indi-
viduelle und interaktive Komponenten von Kommunikations-
störungen in gegenseitiger Abhängigkeit auftreten und die

Konflikte potenzieren. Im Rahmen dieses Kapitels interessierten Störungen der Kommunikation, die relativ unabhängig von pathologischen Interaktionsbedingungen beim Individuum diagnostizierbar sind. Diejenigen Kommunikationskonflikte, welche in spezifischen Interaktionen auf der Ebene der Familie auftreten, werden im folgenden Kapitel erläutert.

3.3.2. Interaktive Aspekte

In Anlehnung an SCHARFETTER (1976, S. 39 ff) kann davon ausgegangen werden, dass sich der Zusammenhang zwischen Kommunikation, Identität und Verhaltensstörung auf der Ebene der Familie klinisch relevant erfassen lässt. WYNNE et al. (1978, S. 44 ff) zeigen, dass Individuen ihr Streben nach Beziehungen im Sinne der Identität nur bei einer echten Familiengemeinschaft (mutuality) realisieren können. Sie (ebd., 45 ff) differenzieren nach folgenden drei Beziehungsformen: Gemeinschaft, Pseudogemeinschaft und Nichtgemeinschaft. Nur in einer echten Gemeinschaft aber, in der Beziehungen definiert werden können und wandelbar sind, ist eine Gegenseitigkeit als Voraussetzung zur Identität möglich, das heisst die individuellen Ansprüche und Bedürfnisse der Akteure müssen gegenseitig wahrgenommen, anerkannt und kommuniziert werden können, ohne dass sie subjektiv für einen selber, die Interaktionspartner oder das Interaktionssystem als Bedrohung erlebt werden.

Symptomatische Identitätsstörungen von Kindern und Jugendlichen, welche auf interaktiv-kommunikativer Ebene der Familie entstehend begründet wurden, werden jedoch von deren Mitgliedern nicht als solche erfasst. Gemäss den Ausführungen in dieser Arbeit ist davon auszugehen, dass bei Identitätsstörungen des Sozialisanden, im familialen System auf Grund einer mangelnden Kompetenz beziehungsweise mangelnden Beherrschung der Grundqualifikationen des Rollenhandelns nicht die Möglichkeit besteht, die eigenen Bedürfnisse so in die Interaktion einzubringen, dass diese, auch wenn sie divergierend sind, balanciert und ertragen werden können. Es besteht also nicht eine echte Gegenseitigkeit im Sinne von WYNNE et al. (1978), welche

den Akteuren ermöglichen würde, auf die sich ändernden Bedürfnisse der einzelnen Mitglieder einzugehen und die Beziehung zueinander je nach Situation neu zu definieren und zum Gegenstand der Reflexion zu machen. Bei symptomatischen Identitätsstörungen gemäss Definition wird die Möglichkeit des Sozialisanden zur Identität durch die Erwartungen und das Rollenverhalten der Sozialisationsagenten reduziert, indem er seine persönlichen Ansprüche nicht adäquat in die Interaktion integrieren kann. Die asymmetrischen Interaktionen verlaufen dann in stereotypen Rollen und schränken die Entwicklung oder Anwendung der kommunikativen Kompetenz beziehungsweise der identitätsfördernden Eigenschaften ein. Daraus resultierende mögliche Verhaltensstörungen des Symptomträgers werden dann von den übrigen Familienmitgliedern unter Umständen als Bedrohung erlebt, was ihre Bereitschaft zu Rolleninduktions- und Stigmatisierungsprozessen noch zusätzlich begünstigen kann. Da die symptomatischen Verhaltensstörungen, welche dadurch noch verstärkt werden, nicht als interaktiv-kommunikativer Konflikt, sondern als individuelle Problematik erlebt wird, ist es dann auch schwierig, eine solche Familie bezüglich einer "individuellen Störung" als ganzes anzusprechen. STIERLIN (1977, S. 11) weist darauf hin, dass familien-zentrierte Interventionen nicht unbedingt schon von Anfang an bei der ganzen Familie ansetzen können, und dass es sogar oft sinnvoll ist, nur mit einem oder mehreren Subsystemen getrennt zu arbeiten. Dies bedeutet jedoch nicht, dass später nicht doch noch das ganze familiäre Sozialisationssystem erfasst werden kann. Trotzdem scheint es mir wichtig und erstrebenswert, dass bei der ersten diagnostischen Kontaktnahme möglichst alle Familienmitglieder anwesend sind. Kommt zum Beispiel ein Familienmitglied nicht, hat dies unter Umständen eine gewisse diagnostische Relevanz, vor allem dann, wenn man sich darum bemüht hat, einen möglichst für alle passenden Konsultationstermin zu finden.

3.3.2.1. Symptomatik und Diagnostik

Die Erhebung von diagnostischen Daten auf der Ebene der Familie

ist sehr komplex müssen doch systembezogen sowohl interaktive als auch individuelle Störungskomponenten erfasst werden. Letztere lassen sich jedoch nur indirekt registrieren. Die Störungen, welche sich nun in spezifischen Verhaltensmustern manifestieren, lassen sich gemäss der in dieser Arbeit hergeleiteten Identitätsdefinition anhand von rigiden stark rollengebundenen Kommunikations- und Rollenstrukturen erfassen, auf Grund derselben die Akteure ihre Beziehung zueinander nicht mehr transparent machen können. Da es den einzelnen Familienmitgliedern an Empathie, Rollendistanz und Ambivalenztoleranz beziehungsweise an kommunikativer Kompetenz fehlt, gelingt es ihnen nicht, ihr Empfinden über die eigene Situation, Person und die Probleme zu verbalisieren. Die daraus resultierenden Konflikte können somit nicht direkt in die Interaktion eingebracht und nur ungenügend zum Gegenstand der Reflexion gemacht werden. Auch ist die Möglichkeit zur Metakommunikation eingeschränkt. Die Problematik des mangelnden gegenseitigen Verstehens manifestiert sich im Rahmen von Interaktionsprozessen auf der Ebene der verbalen Kommunikation. Analog den am Individuum feststellbaren Störungen in der Kommunikationsfähigkeit können auf interaktiver Ebene spezifische Merkmale bestimmt werden, welche die Möglichkeit zur gegenseitigen Verständigung als Voraussetzung zur Identität beeinträchtigen. In Anlehnung an KAUFMANN (1972, S. 91 ff) lassen sich unter Bezugnahme auf Kapitel III. 4. folgende Hauptkriterien zur klinischen Beurteilung einer gestörten familialen Kommunikation anwenden:

- Rigide Kommunikationsstruktur (keine Metakommunikation);
- Disqualifikationen;
- divergente Logik im interpersonellen Kommunikationsablauf (paradoxe Kommunikation, Doppelbindungen);
- Divergenz zwischen digitaler und analoger Kommunikation;
- divergierende Interpunktion von Kommunikationsabläufen;
- asymmetrische Kommunikation;
- Antwortverweigerung;
- Unterbrechung der Kommunikation.

Zur Bewertung dieser Punkte braucht es, um im Hinblick auf

deren Auswertung eine gewisse Systematik zu erreichen, als Hilfsmittel unter anderem Fragebogen, Strichlisten, Einwegspiegel und Videoanlagen. Dementsprechend ist es notwendig, dass bei der Erhebung und Analyse der Kommunikationsdaten mindestens zwei Beobachter teilnehmen.

3.4. Das diagnostische Familienerstgespräch

Das Familienerstgespräch beginnt mit der Kontaktaufnahme einer Familie mit den Beratern oder den Therapeuten und eignet sich nach STIERLIN (1977, S. 47) zur Erfassung diagnostischer Daten bei familialbedingten Störungen. In den letzten Kapiteln konnte gezeigt werden, dass bei symptomatischen Identitätsstörungen diagnostisch sowohl individuelle als auch interaktionsspezifische Merkmale zu berücksichtigen sind. Ein Verzicht auf individuelle Daten zugunsten einer Interaktionsanalyse kann genau so unadäquat sein wie eine ausschliesslich Individuum-zentrierte Untersuchung. Als Konsequenz daraus lässt sich folgern, dass gemäss den Implikationen des integrativen Paradigmas beide Komponenten und zwar im Hinblick auf ihre Bedeutung für das Familiensystem diagnostisch erfasst werden müssen. Anhand des Familienerstinterviews lassen sich einerseits individuelle Störungskomponenten und deren Stellenwert für den Symptomträger, andererseits auch deren Bedeutung für die übrigen Familienmitglieder unter Berücksichtigung von systemischen Wirkungszusammenhängen erurieren. Je nachdem können im Anschluss an die Auswertung dieses Gespräches eine oder mehrere zu treffende Massnahmen und deren Indikations-ebene bestimmt werden (STIERLIN, 1977, S. 47). Im Zusammenhang mit einer erfolgreichen Durchführung des Familienerstgespräches, welches oben genannte Kriterien - gemäss den Ausführungen in Kapitel IV. 3.3.1.1. und 3.3.2.1. - berücksichtigen sollte, können folgende wichtige Punkte erwähnt werden:

- Schon bei der Anmeldung des Patienten wird ein Konsultationstermin vereinbart, der für möglichst alle Familienmitglieder günstig ist;
- vor dem Erstgespräch mit der ganzen Familie notieren die Eltern (Sozialisationsagenten) auf einem Fragebogen die

- wichtigsten Personalien der einzelnen Familienmitglieder und geben eine kurze Umschreibung des Anmeldungsgrundes;
- im Rahmen des Familienerstinterviews, in welchem die interaktiv-kommunikativen Verhaltensweisen aller Mitglieder schriftlich, auf Tonband und Video festgehalten werden, wird ein strukturiertes Gespräch geführt, indem der Zusammenhang zwischen den Störungsanzeichen des Patienten und dem familialen Sozialisationssystem eruiert werden soll;
- die darauffolgende Auswertung sollte Aufschluss darüber ergeben, inwiefern noch zusätzliche diagnostische Daten erhoben werden müssen.

Unter diesen Voraussetzungen kann die Regelstruktur der Kommunikation auf der Ebene des familialen Sozialisationssystems untersucht werden ohne dabei ganz auf individuum-zentrierte Betrachtungsweisen verzichten zu müssen. Nach BACHMANN (1978, S. 160 f) eignet sich das Familienerstgespräch in der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Ambulanz zur Erfassung der Interdependenz von Problemen des Patienten und denen seiner Eltern und Geschwistern. Auf dieser Ebene können die gegenseitigen Beziehungen, Rollenzuteilungen und identitätshemmenden Interaktions- und Kommunikationsformen erfasst werden. Durch eine systembezogene primäre Diagnostik der Konflikte anhand von Familiengesprächen wird für die einzelnen Mitglieder ersichtlich, dass die Probleme des Patienten (Symptomträger), auch Probleme der Familie sind. Somit kann auch einer Zuschreibung der Patientenrolle beim Symptomträger Einhalt geboten werden. Ein weiterer Vorteil besteht noch darin, dass somit auch eine Erfassung und Behandlung von möglichen Störungen anderer Familienmitglieder möglich wird. -- Kann im Rahmen der Auswertung des diagnostischen Materials a) eine symptomatische Identitätsstörung gemäss Definition, sowie b) eine grundsätzliche Bereitschaft der Familie zur weiteren Zusammenarbeit festgestellt werden, dann ist eine familientherapeutische Indikation möglich und sinnvoll.

3.5. Zusammenfassung

Dem Umstand, dass familialbedingte symptomatische Identitäts-

störungen des Sozialisanden auf individueller und interaktiver Ebene begründet und beschrieben werden können, sollte auch im Rahmen ihrer klinischen Erfassung Rechnung getragen werden. Anhand eines diagnostischen Familienerstgesprächs können identitätshemmende Wirkungskomponenten sowohl unter Einbezug des Symptomträgers, als auch unter Berücksichtigung interaktiver und systemischer Faktoren eruiert werden. Auf dieser Ebene lassen sich störungstypische Interaktions- und Kommunikationsstrukturen im primären Sozialisationssystem analysieren. Eine zusätzliche Erhebung von möglichen identitätshemmenden Störungsfaktoren, welche sich aetiologisch nicht direkt im Zusammenhang mit der Sprachsozialisation begründen lassen, kann anhand ergänzender Individuum-zentrierter Abklärungen vorgenommen werden. Der wesentliche Vorteil dieses diagnostischen Vorgehens besteht darin, dass primär am Sozialisanden sich manifestierende Störungen in ihrem ursprünglichen Entstehungsfeld und zwar unter Berücksichtigung der Relevanz der Familie als Sozialisationssystem (ursächliche und reaktive Aspekte) erfasst werden können.

4. Therapeutische Konsequenzen

4.1. Einleitung

In diesem letzten Kapitel wird noch in kurzen Zügen das Konzept der Familientherapie erläutert. Ausgehend von der in dieser Arbeit entwickelten Definition der Identitätsstörung, nach welcher sich der Sozalisand als Symptomträger eines gestörten Familiensystems präsentiert, werden einige grundlegende Vorschläge zur Behandlung auf familientherapeutischer Ebene gemacht. Es soll gezeigt werden, wie durch eine Erhöhung der kommunikativen Kompetenz aller Familienmitglieder Konflikte, welche sich in Form von symptomatischen Identitätsstörungen manifestieren, auf interaktiver Ebene verarbeitet werden können.

4.2. Das Paradigma der Familientherapie

Familientherapeutische Methoden basieren auf unterschiedlichen

Theoremen. So gibt es zum Beispiel neben den mehr analytisch orientierten Richtungen (u.a. RICHTER, 1969, STIERLIN, 1977) die vorwiegend der Kommunikationstheorie verpflichteten Ansätze (u.a. WATZLAWICK et al., 1969, SATIR, 1978, SELVINI, 1978), oder solche, welche auf der Systemtheorie aufbauen (u.a. HALEY, 1977, MINUCHIN, 1977). Trotz der vielfältigen Unterschiede innerhalb dieses Paradigmas gibt es wichtige Basiskomponenten, die allen familientherapeutischen Richtungen gemeinsam sind. In Anlehnung an DORSCH (1976, S. 184) bildet die gemeinsame Annahme aller Richtungen der Familientherapie, dass Modifikationen im interaktiv-kommunikativen System auch zu Aenderungen im Erleben und Verhalten der einzelnen Familienmitglieder führt. Das Ziel der Familientherapie ist jedoch nicht primär die intrapsychische Persönlichkeitsstruktur der Mitglieder zu verändern, sondern es werden vielmehr die zwischenmenschlichen Beziehungen respektive die Interaktions- und Kommunikationsprozesse, sowie ihre impliziten Regeln zu beeinflussen versucht (GUNTERN, 1980, S. 28). Die Techniken der familientherapeutischen Behandlung dienen also zur Modifikation dysfunktionaler Wirkungszusammenhänge des Familiensystems, welche ja auch die einzelnen Mitglieder beeinflussen (MASSON, PANCHERI, 1979, S. 151). Im Rahmen einer familientherapeutischen Behandlung wird also eine Verlagerung der Fokussierung von Konflikten des Symptomträgers auf solche des Systems vorgenommen (MEITINGER, 1979, S. 356).

4.3. Indikation

Die Anwendung familientherapeutischer Verfahren setzt voraus, dass man akzeptiert beziehungsweise zu begründen vermag, dass der Patient mit dem man es zu tun hat nur der Vertreter eines gestörten familialen Interaktions- und Kommunikationssystems ist. Dies hat dann zur Folge, dass die bei ihm sich manifestierenden Symptome nicht primär mit in ihm tieferliegenden Störungen in Kausalzusammenhang gebracht, sondern als Ausdruck von Konflikten der ganzen Familie diagnostiziert werden können (BATTEGAY, RAUCHFLEISCH, 1974, S. 21). Dementsprechend sind die Indikationsmöglichkeiten einer Familientherapie beschränkt.

Eine familientherapeutische Behandlung ist aber sicher dann indiziert, wenn sich, gemäss dem Konzept in dieser Arbeit, beim Sozialisanden in der Familie und/oder sekundären Sozialisationsystemen Symptome manifestieren, deren Genese im Zusammenhang mit familialen Sozialisationsprozessen, in Form von Interaktions- und Kommunikationskonflikten begründet werden können.

Im Zusammenhang mit der klinischen Bedeutung von Identitätsstörungen kann, bezogen auf das Kindes- und Jugendalter zwischen symptomatischen und symptomfreien Störungen differenziert werden. In ersteren, welche familientherapeutisch zu behandeln sind, wird ein interaktiv-kommunikativer Konflikt am einzelnen Symptomträger (Sozalisand), der oft das sensibelste Familienmitglied ist, manifest. Bei letzteren wird die "Funktionsfähigkeit" des Familiensystems gemäss Definition, durch die Aufrechterhaltung von identitätshemmenden Sozialisationsstrukturen zwar eingeschränkt, ohne dass jedoch beim Sozialisanden spezielle Symptome auftreten. Diese Störungen bilden im weiteren nicht Gegenstand der Diskussion, interessieren doch nur solche Identitätskonflikte, die sich beim Sozialisanden in der Rolle als Symptomträger manifestieren und auch über dieses Erscheinungsbild erfasst werden. Obschon diese als interaktiv-kommunikative Störung begründet werden können, werden sie sowohl von der Familie als auch von den Behandlern oft noch als individuelle Verhaltensstörungen wahrgenommen (vergl., SCHOENFELDER, 1979, S. 164). Es muss jedoch, wie dies auch HOWELLS (1979, S. 188) beschreibt, versucht werden, den präsentierten Patienten als Zugang zu seiner Familie zu betrachten und somit die ganze Familie als "Patient" zu erfassen.

STIERLIN (1977, S. 12) erwähnt, dass bei einer Intervention auf der Ebene der Familie eine Einzeltherapie nicht a priori contraindiziert ist. Auch wenn der Patient sich als Symptomträger eines gestörten interaktiv-kommunikativen Familiensystems präsentiert, schliesst dies also nicht aus, dass dieser unter Umständen noch einer zusätzlichen speziellen therapeutischen Unterstützung bedarf. BUDDEBERG (1980, S. 125) verweist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung einer Differenzierung

zwischen Konflikttyp und strukturellen Merkmalen des familialen Systems. Als Kriterien für die Entscheidung ob Einzel- und/oder Familientherapie zu indizieren ist entwickelte sie (BUDDENBERG, 1980, S. 128) folgende verbindliche Richtlinien: Eine Einzeltherapie als Alternative oder Ergänzung ist umso notwendiger, je stärker eine Internalisierung von pathologischen Lösungen schon stattgefunden hat. Ist jedoch ein Familiensystem in seiner Rollen- und Kommunikationsstruktur so rigide, dass das Risiko besteht, dass der in der Einzeltherapie laufende Veränderungsprozess neutralisiert wird, dann ist sicher eine Familientherapie adäquat. -- Des weiteren muss selbstverständlich auch die Motivationsstruktur der Familie für eine Therapie eruiert werden. Auf eine Behandlung dieses Problems, welches ja primär im Rahmen des Familienerstgespräches abgeklärt werden sollte, muss im folgenden verzichtet werden. Im nächsten Kapitel werden noch einige Vorschläge gemacht, wie familialbedingte symptomatische Identitätsstörungen im Sinne des in dieser Arbeit verwendeten Konzeptes therapeutisch angegangen werden können.

4.4. Anregungen für eine Behandlung auf der Ebene der Familie

Sofern man davon ausgeht, wie dies hier der Fall ist, dass symptomatische Identitätsstörungen bei Kindern und Jugendlichen in ursächlichem Zusammenhang mit der familialen Sprachsozialisation, als interaktiv-kommunikativer Konflikt definiert werden können, und dies diagnostisch verifiziert werden kann, dann ist es auch naheliegend, die kommunikative Kompetenz aller Familienmitglieder so zu erweitern, dass ihre Bewusstwerdung von komplexen Interaktionen und Transaktionen erhöht wird. Somit muss eine Sensibilisierung bei den Familienmitgliedern in dem Sinne erreicht werden, dass für sie die Systemregeln und Beziehungsdefinitionen aber auch die Bedürfnisstrukturen erfassbar und transparent werden. Die so von ihnen in den Kommunikationsprozessen wahrgenommenen Eindrücke müssen kognitiv verarbeitet und interpretiert werden, damit dann auf metakommunikativer Stufe ein verbaler Austausch über das gegenseitig wahrgenommene stattfinden kann. Diese Prozesse setzen einerseits die sprachabhängige Fähigkeit sich selbst

zum Objekt der Reflexion zu machen, andererseits aber auch die identitätsfördernden Eigenschaften Empathie, Rollendistanz und Ambivalenztoleranz (Grundqualifikationen des Rollenhandelns), voraus. Auf dieser Ebene lässt sich eine Anteilnahme an den Problemen aller Familienmitglieder erreichen, die für die Identität insofern von Bedeutung ist, als dann das subjektive Empfinden über die eigene Situation, Person und die Konflikte reflektiert und unter Berücksichtigung der Bedürfnisstruktur der Interaktionspartner relativiert werden kann. Die für die Familienmitglieder mittels einer Therapie zur Lösung der interaktiv-kommunikativen Konflikte, anzustrebenden Ziele lassen sich dementsprechend wie folgt beschreiben:

Die Bewusstwerdung der eigenen Rolle innerhalb des familialen Kommunikationssystems beziehungsweise die Grundqualifikationen des Rollenhandelns sollen gefördert werden. Sowohl der Formulierung der eigenen Bedürfnisse als auch derjenigen der Interaktionspartner ist in dem Sinne Aufmerksamkeit zu schenken, dass eine Gegenseitigkeit im Sinne der Identität möglich wird. Vor allem interaktiv-kommunikative Konflikte, auf Grund von divergierenden Beziehungsdefinitionen und Bedürfnisstrukturen, sollten wahrgenommen, verbalisiert und reflektiert werden. Des weitern muss versucht werden, sich gegenüber dem Interaktionspartner möglichst verständlich und nicht disqualifizierend auszudrücken, damit dieser sich auch akzeptiert fühlt, und die Kommunikation im Sinne der oben erwähnten Kriterien weitergeführt werden kann.

4.5. Zusammenfassung

Durch eine Behandlung von symptomatischen Identitätsstörungen bei Kindern und Jugendlichen mittels familientherapeutischen Verfahren, zur Steigerung der kommunikativen Kompetenz und so auch der Rollenflexibilität, kann eine Verstärkung der Stellung des Patienten als Symptomträger vermieden werden. Auf Grund einer vermehrten Auseinandersetzung mit den eigenen Rollen aber auch denen der Interaktionspartner, sowie durch die Erfassung von Regeln des familialen Systems und mittels Metakommunikation können identitätshemmende Interaktionsmuster

beziehungsweise die spezifischen Konfliktstrukturen allen Akteuren bewusst gemacht und so die Möglichkeit zur Veränderung derselben auf reflexiver Stufe geschaffen werden.

5. Zusammenfassung

Je nach Fachgebiet oder wissenschaftlicher Richtung wird der Begriff der "Störung" in der psychiatrischen und psychologischen Praxis unterschiedlich definiert und angewendet. Im Gegensatz zu an sozialwissenschaftlichen Erklärungsansätzen sich orientierenden Definitionen, nach welchen Identitätsstörungen gemäss dem in dieser Arbeit verwendeten Konzept im Bezug zu gesellschaftlichen Normen und Rollen bestimmt werden, geht die Psychopathologie, basierend auf dem medizinischen Krankheitsmodell, primär von individuum-zentrierten Beurteilungskriterien aus. Der medizinische Störungsbegriff impliziert also auf Grund eines biologischen Substrates eine individuelle Pathogenese von Verhaltensauffälligkeiten. Die im Rahmen deskriptiver Prozesse als Teil der nosologischen Forschung durchgeführte Systematisierung ist jedoch oft askriptiv, weil sie auf das Individuum beschränkt eine Trennung zwischen Symptomen und eigentlicher Störung vornimmt. So werden dann Verhaltensweisen, welchen Symptomwert zugeschrieben wird, mit hypothetisch im Individuum tiefer zu suchenden Störungen in Kausalzusammenhang gebracht. Diagnostische und therapeutische Verfahren, welche auf dem medizinischen Störungsmodell basieren, implizieren angewendet auf Identitätsstörungen eine Kausalität, welche psychosozialen Komponenten nicht gerecht werden kann. Die Kriterien für die Bestimmung eines Verhaltens als "normal" oder "gestört" sollten nicht ausschliesslich auf Grund von qualitativen individuellen Unterschieden psychischer Funktionsweisen bestimmt werden, sondern müssen auch im Zusammenhang mit dem sozialen Kontext, in dem sie auftreten, verstanden werden. Dieser Umstand rechtfertigt dann auch eine Kritik am traditionellen medizinischen Krankheitsmodell angewendet auf sozialisationsbedingte Störungen. Eine solche, vorgenommen anhand kritisch-interaktionistischer Erklärungsansätze, kann insofern befriedigen, als

sie substantialisierende Konstrukte zugunsten sozialdeterminierter Prozesse zu relativieren vermag. Individuumspezifische aetiologische Faktoren können jedoch nicht genügend erfasst werden.

Als Konsequenz aus der Kritik dieser beiden Ansätze lässt sich eine Beurteilung von symptomatischen Identitätsstörungen mittels Ursachen- und Reaktionstheorien (integrativer Ansatz) am effizientesten durchführen. Die Anwendung des integrativen Konzeptes ermöglicht es dann, sowohl auf individuelle als auch auf interaktive Störungsbedingungen und deren Zusammenhänge im sozialen Kontext einzugehen. Dementsprechend ist es naheliegend, dass die klinische Diagnostik und die therapeutische Veränderung von Störungen, welche auf der Grundlage von familialen Sozialisationsprozessen begründet werden können, sich nicht nur auf das Individuum in seiner Rolle als Symptomträger beschränken dürfen, sondern auch das soziale System der Familie miteinbeziehen sollten. Die praktische Durchführung dieser erweiterten klinischen Betrachtungsweise basiert auf dem Familienerstinterview. Anhand desselben lassen sich interaktionistische und individuelle Komponenten von symptomatischen Identitätsstörungen und zwar unter Einbezug von systemischen Faktoren erfassen. In Form eines strukturierten Gespräches, (die Verhaltensweisen der Akteure können schriftlich, oder auf Tonband und Video festgehalten werden) kann die Interaktions- und Kommunikationsstruktur der Familie dann im Zusammenhang mit der als Anmeldungsgrund angegebenen Symptomatik des Sozialisanden beurteilt und relativiert werden.

Im Rahmen einer therapeutischen Problemlösungsstrategie auf der Ebene der Familie gilt es bei symptomatischen Identitätsstörungen des Sozialisanden, im Hinblick auf eine Modifikation der identitätshemmenden interaktiv-kommunikativen Strukturen des familialen Sozialisationssystems, eine Erhöhung der sprachbedingten sozialen Handlungskompetenz sämtlicher Familienmitglieder vorzunehmen. Auf dieser Grundlage wird dann eine differenziertere Auseinandersetzung mit den gegenseitigen Konflikten für alle beteiligten Interaktionspartner möglich, was für die Identität insofern von Bedeutung ist,

als diese sich ja in gegenseitiger Abhängigkeit verhalten.

Die anzustrebende Veränderung der Selbst- und Fremdwahrnehmungsprozesse lässt sich therapeutisch erreichen, wenn das Bewusstsein für Systemregeln, Beziehungsdefinitionen und Bedürfnisstrukturen der einzelnen Familienmitglieder so sensibilisiert wird, dass sie vermehrt ihr subjektives Empfinden über ihre eigene Situation, Person und ihre Konflikte unter Einbezug ihrer Interaktionspartner reflektieren und kommunizieren können. Die so zu erweiternden Kommunikationsprozesse müssen dann wiederum reflexiv und metakommunikativ verarbeitet werden.

RESUME

Der im Rahmen dieser Arbeit unternommene Versuch, die Genese und Therapie von symptomatischen Identitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter als interaktiv-kommunikativer Konflikt im Zusammenhang mit familialen Sprachsozialisationsprozessen zu erklären, lässt sich in Form von Thesen wie folgt zusammenfassen:

In familialen Sozialisationsprozessen (Vermittlung sozialer Angebote in Form von verbalen und nonverbalen Symbolen) werden Interaktions- und Kommunikationsverhalten beziehungsweise die soziale Handlungskompetenz des Sozialisanden geprägt.

Die Sprache verknüpft Denken und Handeln, indem sie zugleich Interaktion und Kommunikation reguliert. Die Sprache bildet die Basis für die Distanzierung von der unmittelbaren Situation und bietet die Möglichkeit zur Reflexion und Metakommunikation.

Das Erreichen der Grundqualifikationen des Rollenhandelns (Rollendistanz, Ambivalenztoleranz und Empathie) als Voraussetzung zur Identität sowie die Identitätsdarstellung stehen in Abhängigkeit zur kommunikativen Kompetenz.

Identität lässt sich als die sprachabhängige Möglichkeit des Individuums definieren, in Interaktionen ein Gleichgewicht zwischen fremdgesteuerten Rollenerwartungen und dem Ausdruck seiner in diesen sozialen Erwartungen nur teilweise enthaltenen individuellen Besonderheiten zu erreichen. Dies setzt eine aktive Interpretation der Rollennormen in der gegebenen Handlungssituation voraus und verlangt, dass das Individuum diese auch seinen Interaktionspartnern auf kommunikativer Ebene vermitteln kann.

Die Entwicklung der identitätsfördernden Eigenschaften, welche auf interaktiv-kommunikativer Ebene im Rahmen der familialen Sozialisation entscheidend geprägt wird beziehungsweise die Möglichkeit zur Identität stehen in individueller und sozialer Abhängigkeit.

Die Kriterien für die Beurteilung von Identitätsstörungen

können nicht ausschliesslich auf Grund von qualitativen individuellen Unterschieden psychischer Funktionsweisen bestimmt werden, sondern sind im Zusammenhang mit dem sozialen Kontext zu definieren.

Theorien des kritischen Interaktionismus eignen sich zur Erfassung sozialer Konfliktsituationen, indem sie das Verhalten von Individuen in gesellschaftlich genormten Rollen als individual und sozial determiniert definieren.

Identitätsstörungen können nach Ursachen und deren Wirkungen beurteilt werden. Der Ursachen-Wirkungs-Zusammenhang lässt sich anhand spezifischer Interaktions- und Kommunikationsstrukturen auf der Ebene des familialen Sozialisationssystems erfassen.

Symptomatische Identitätsstörungen als interaktiv-kommunikativer Konflikt entstehen infolge sprachsozialisationsbedingter mangelnder sozialer Handlungskompetenz (Grundqualifikation des Rollenhandelns und Identitätsdarstellung) sowie bei Rolleninduktionsprozessen und können sich beim Sozialisanden (Symptomträger) in Form von Verhaltensstörungen manifestieren.

Identitätsstörungen können beim Sozialisanden bei Intra-System-Konflikten (Familie) und Inter-System-Konflikten (zum Beispiel Familie/Schule) auftreten. Dementsprechend lassen sich folgende zwei Typen der Symptomanifestation differenzieren:

- primäre Symptomatik: Der Sozalisand präsentiert sich bei intrafamilialen Konflikten als Symptomträger in der Familie
- sekundäre Symptomatik: Der Sozalisand präsentiert sich bei Inter-System-Konflikten als Symptomträger in der Familie und/oder in anderen Systemen.

Eine familientherapeutische Intervention ist indiziert, wenn der Sozalisand als Symptomträger auftritt und seine Symptome im Zusammenhang mit im familialen Sozialisationssystem vorfindbaren Interaktions- und Kommunikationsstrukturen begründet werden können.

Im Rahmen einer interaktiv-kommunikativen Therapie mit der Familie können identitätshemmende Beziehungsstrukturen situativ auf kommunikativer und metakommunikativer Ebene im ursächlichen Entstehungssystem bewusst gemacht und verändert werden. Auf diese Weise lässt sich eine therapeutische Verlagerung vom Symptomträger in seiner Patientenrolle auf die Beziehung zwischen den einzelnen Interaktionspartnern vornehmen.

Die zu verwendende Problemlösungsstrategie basiert auf einer Erhöhung der kommunikationsabhängigen sozialen Handlungskompetenz aller Familienmitglieder, so dass diese die subjektiven Bewertungen der Konflikte und Störungen vermehrt auch unter Einbezug der Bedürfnisse ihrer Interaktionspartner reflektieren und kommunizieren können, im Hinblick auf das Erreichen einer Gegenseitigkeit im Sinne der Identität.

Bibliographie

- BACHMANN, P.: Das Familienerstinterview in der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Ambulanz. In: Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Bd. 6, Bern: 1978, S. 152 - 162.
- BASAGILA, F., BASAGLIA - ONGARO, F.: Die abweichende Mehrheit. Die Ideologie der totalen sozialen Kontrolle. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1972.
- BATESON, G., JACKSON, D., HALEY, J., WEAKLAND, J.H.: Auf dem Weg zu einer Schizophrenie-Theorie. In: BATESON, G. et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1969, S. 11 - 42.
- BATTEGAY, R.: Der Mensch in der Gruppe. Bern: Huber 1974.
- BATTEGAY, R., RAUCHFLEISCH, U.: Medizinische Psychologie. Bern: Huber, 1974.
- BATTEGAY, R. et al. (Hrsg.): Aspekte der Sozialpsychiatrie und Psychohygiene. Bern: Huber, 1975.
- BAUTZ, R., CASPARIS, C.: Zur Unrast der Jugend. Frauenfeld: Huber, 1975.
- BECK, J. et al.: Erziehung in der Klassengesellschaft. München: List, 1970.
- BECK, P.: Zwischen Identität und Entfremdung. Frankfurt a./M.: Aspekte, 1975.
- BECKER, H.S.: Aussenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens. Frankfurt a./M.: Fischer, 1973.
- BERNSTEIN, B., BRANDIS, W., HENDERSON, D.: Soziale Schicht, Sprache und Kommunikation. Düsseldorf: Schwann, 1973.
- BERNSTEIN, B. (Hrsg.): Sprachliche Codes und soziale Kontrolle. Düsseldorf: Schwann, 1974.
- BOEHLEN, M.: Kommentar zum schweizerischen Jugendstrafrecht. Bern: Staempfli, 1975.
- BORDIEU, P., PASSERON, J.C.: Die Illusion der Chancengleichheit. Stuttgart: Enke, 197.

- BRENGELMANN, J.C.: Bedingte Reaktionen, Lerntheorien und Psychiatrie. In: Psychiatrie der Gegenwart, I/1A, Berlin: Springer, 1967.
- BRUNNER, E.J.: Gestörte Kommunikation in der Schule. Analysen und Konzepte eines Interaktionstrainings. München: Juventa, 1978.
- BRUSTEN, M., HURRELMANN, K.: Abweichendes Verhalten in der Schule. Eine Untersuchung zu Prozessen der Stigmatisierung. München: Juventa, 1967.
- BUDEBERG, B.: Indikation zur Familientherapie in der Kinderpsychiatrie. In: Familiendynamik, Bd. 5, Stuttgart: 1980, S. 125 - 139.
- COHEN, A.K.: Abweichung und Kontrolle. München: Juventa, 1968.
- COMBE, A.: Kritik der Lehrerrolle. München: List, 1971.
- DAHRENDORF, R.: Homo sociologicus. Köln: Opladen, 1967.
- DORSCH, F.: Psychologisches Wörterbuch. Bern: Huber, 1976.
- DUBIEL, H.: Identität und Institution. Studium über moderne Sozialphilosophen. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag, 1973.
- DREITZEL, H.P.: Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft. Vorstudien zu einer Pathologie des Rollenverhaltens. Stuttgart: Enke, 1968.
- ERIKSON, E.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1976.
- FEND, H.: Gesellschaftliche Bedingungen schulischer Sozialisation. Basel: Beltz, 1977.
- FREUD, A.: Einführung in die Technik der Kinderanalyse. München: Kindler, 1973.
- FREUD, A.: Das Ich und die Abwehrmechanismen. München: Kindler, 1973.
- FREUD, S.: Abriss der Psychoanalyse. Frankfurt a./M.: Fischer Bücherei, 1971.

- FREY, H.-P.: Theorien der Sozialisation. Stuttgart: Enke, 1974.
- FREY, H.-P.: Probleme der Modellierung von Sozialisationsprozessen. In: SCHLOTTMANN, U. (Hrsg.): Interdisziplinäre Sozialisationsforschung. Stuttgart: Enke, 1976, S. 34 - 56.
- FRIEDRICH, A. et al.: Soziale Deprivation und Familiendynamik. Göttingen: Vandenhöck und Ruprecht, 1979.
- GASTAGER, H.: Die Fassadenfamilie. In: PAKESCH, E. (Hrsg.): Die Familie als Patient. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1974, S. 51 - 59.
- GOODE, W. J.: Soziologie der Familie. München: Juventa, 1976.
- GOFFMAN, E.: Stigma. Ueber die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1967.
- GOFFMAN, E.: Interaktionsrituale. Ueber Verhalten in direkter Interaktion. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1971.
- GOFFMAN, E.: Asyle. Ueber die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1972.
- GUNTERN, G.: Die kopernikanische Revolution in der Psychotherapie: Wandel vom psychoanalytischen zum systemischen Paradigma. In: Familiendynamik, Bd. 5, Stuttgart: 1980, S. 2 - 41.
- HABERMAS, J.: Thesen zur Theorie der Sozialisation. Hektographiertes Manuskript zur Vorlesung SS 68. Frankfurt a./M.: 1968.
- HABERMAS, J.: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: HABERMAS, J., LUHMANN, N. (Hrsg.): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1971, S. 101 - 290.
- HABERMAS, J.: Kultur und Kritik. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1973.
- HAEBERLIN, U.: Wortschatz und Sozialstruktur. Aarau: Sauerländer, 1974.

- HAEBERLIN, U.: Identitätskrisen. Bern: Haupt, 1978.
- HAEBERLIN, U.: Identität und Behinderung. In: Zeitschrift für Heilpädagogik. Bd. 29. Köln: 1978, S. 723 - 735.
- HALEY, J.: Die Interaktion von Schizophrenen. In: BATESON, G. et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1969, S. 81 - 105.
- HALEY, J.: Direktive Familientherapie. Strategien für die Lösung von Problemen. München: Pfeiffer, 1977.
- HERRIGER, N.: Verwahrlosung. Eine Einführung in Theorien sozialer Auffälligkeit. München: Juventa, 1979.
- HOWELLS, J.G.: Familienpsychotherapie. München: Reinhardt Verlag, 1978.
- HOWELLS, J.G.: Family psychiatry and child psychiatry. In: Acta Paedopsychiatrica. Bd. 44, Basel: 1979, S. 179 - 188.
- HURRELMANN, K.: Erziehungssystem und Gesellschaft. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1975.
- IRLE, M.: Lehrbuch der Sozialpsychologie. Göttingen, Hogrefe, 1975.
- JACKSON, D.: Das Studium der Familie. In: WATZLAWICK, P., WEAKLAND, J.H. (Hrsg.): Interaktion. Bern: Huber, 1980, S. 21 - 45.
- JASPERS, K.: Allgemeine Psychopathologie. Berlin: Springer, 1953,
- KAUFMANN, L.: Familie, Kommunikation und Psychose. In: Aktuelle Probleme in der Psychiatrie, Neurologie, Neurochirurgie. Bd. 7, Bern: 1972.
- KECKEISEN, W.: Die gesellschaftliche Definition abweichenden Verhaltens. Perspektiven und Grenzen des labeling approach. München: Juventa, 1974.
- KEUPP, H.: Modellvorstellungen von Verhaltensstörungen: "Medizinisches Modell" und mögliche Alternativen. In: KRAIKER, C. (Hrsg.): Handbuch der Verhaltenstherapie. München: Kindler, 1974, S. 117 - 148.

- KEUPP, H.: Abweichung und Alltagsroutine. Die Labeling-Perspektive in Theorie und Praxis. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1976.
- KOENIG, R.: Die Familie der Gegenwart. Ein interkultureller Vergleich. München: Beck, 1974.
- KOHLI, M.: Studium und berufliche Laufbahn. Stuttgart: Enke, 1973.
- KRAPPMANN, L.: Die soziologische Dimension der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart: Klett, 1971.
- KUHN, T.S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1967.
- LAING, R. D.: Mystifizierung, Konfusion und Konflikt. In: BATESON, G. et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1969, S. 274 - 303.
- LEISI, E.: Praxis der englischen Semantik. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, 1973.
- LEMERT, E.M.: Der Begriff der sekundären Devianz. In: LUEDERSSEN, K., SACK, F. (Hrsg.): Seminar: Abweichendes Verhalten I. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1975, S. 433 - 476.
- LORENZER, A.: Symbol, Interaktion und Praxis. In: LORENZER A. et al. (Hrsg.): Psychoanalyse als Sozialwissenschaft. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1971, S. 9 - 59.
- LORENZER, A.: Ueber dem Gegenstand der Psychoanalyse oder Sprache und Interaktion. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1973.
- LORENZER, A.: Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1973.
- LORENZER, A.: Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1977.
- LUBAN - PLOZZA, B.: Familie als "Risikofaktor". In: BATTEGAY, R. et al. (Hrsg.): Aspekte der Sozialpsychiatrie und Psychohygiene. Bern: Huber, 1975, S. 163 - 171.

- MASSON, O., PANCHERI, E.: *Thérapie de famille son choix dans le traitement des adolescents*. In: *Acta paedopsychiatrica*. Bd. 44, Basel: 1979, S. 149 - 161.
- MAYNTZ, R.: *Soziologie der Organisation*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1963.
- MEAD, G.H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1973.
- MEISTERMANN - SEEGER, E.: *Gestörte Familien. Familien-diagnose und Familientherapie*. München: Beck, 1976.
- MEITINGER, H., HEIL, M.: *Familientherapie in der Verhaltenstherapie*. In: *Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie*. Bd. 7, Bern: 1979, S. 353 - 361.
- MINUCHIN, S.: *Familie und Familientherapie*. Freiburg i.Br.: Lambertus, 1977.
- MUEHLEFELD, C.: *Sprache und Sozialisation*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1975.
- MUEHLEFELD, C.: *Familiensoziologie. Eine systematische Einführung*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1976.
- MUELLER, E., ALEXANDER, T.: *Einführung in die Sozialpsychologie*. Zürich: Hogrefe, 1976.
- MUELLER, H., SCHMIDTCHEN, G.: *Sozialisation und Individualität*. München: Kosel, 1977.
- MUELLER, U.: *Aerztliches Handeln vor sprachlichen Barrieren*. In: *Medizin, Mensch, Gesellschaft*. Bd. 3, Stuttgart: 1978, S. 30 - 35.
- NISSEN, G.: *Dissozialität und Verwahrlosung*. In: HARBAUER, H., LEMPP, R., NISSEN, G., STRUNK, P. (Hrsg.): *Lehrbuch der speziellen Kinder- und Jugendpsychiatrie*. Berlin: Springer, 1976, S. 82 - 93.
- PAKESCH, E. (Hrsg.): *Die Familie als Patient*. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1974.
- PARSONS, T., SHILS, E., NAEGELE, K., PITTS, J. (Eds.): *Theories of society*. New York: Free Press, 1961.

- PARSONS, T.: Sozialstruktur und Persönlichkeit. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1968.
- PARSONS, T.: Die Schulklasse als soziales System. In: GRAUMANN, C.F., HECKHAUSEN, H. (Hrsg.): Paedagogische Psychologie I. Frankfurt a./M.: Fischer Bücherei, 1975, S. 348 - 375.
- PARSONS, T.: Jugend im Gefüge der amerikanischen Gesellschaft. In: FRIEDEBURG, L. (Hrsg.): Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1976, S. 131 - 155.
- PETERS, U.H.: Wörterbuch der Psychiatrie und medizinischen Psychologie. München: Urban und Schwarzenberg, 1977.
- RAISER, K.: Identität und Sozialität. München: Kaiser, 1971.
- RICHTER, H.E.: Eltern, Kind, Neurose. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1969.
- RUESCH, J.: Social Technique, Social Status and Social Change in Illness. In: KLUCKHOLM, C., MURRAY, H.A. (Eds.): Personality in Nature, Society and Culture. New York: Free Press, 1953, S. 123 - 136.
- RUETHER, W.: Abweichendes Verhalten und labeling approach. Köln: Heymanns, 1975.
- SATIR, V.: Selbstwert und Kommunikation. Familientherapie für Berater und zur Selbsthilfe. München: Pfeiffer, 1975.
- SCHARFETTER, Ch.: Betrachtungsebenen der Schizophrenie. Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Forschungsdirektion. Manuskript, 1976.
- SCHELSKY, H.: Die skeptische Generation. Düsseldorf: Diederich, 1957.
- SCHMIDTCHEN, G.: Was den Deutschen heilig ist. Religiöse und politische Strömungen in der Bundesrepublik Deutschland. München: Kosel, 1979.
- SCHOENFELDER, T.: Familientherapeutische Aspekte in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. In: Acta Paedopsychiatrica. Bd. 44, Basel: 1979, S. 169 - 177.

- SCHWAEGLER, G.: Anfänge einer Familiensoziologie bei Wilhelm Heinrich Riehl und Frédéric Le Play. In: CLAESSENS, D., MILHOFFER, P. (Hrsg.): Familiensoziologie. Frankfurt a./M.: Athenaeum Fischer Taschenbuch, 1977, S. 15 - 37.
- SEEL, H.-J.: Abriss eines lerntheoretischen Paradigmas der Internalisierungen normativer Verhaltenskontrollen. In: SCHLOTTMANN, U. (Hrsg.): Interdisziplinäre Sozialisationsforschung. Stuttgart: Enke, 1976, S. 1 - 14.
- SELVINI, M., BOSCOLO, L., CECCHIN, G., PRATA, G.: Paradoxon und Gegenparadoxon. Stuttgart: Klett - Cotta, 1976.
- SELVINI, M. et al.: Der entzauberte Magier. Stuttgart: Klett-Cotta, 1978.
- SIEGERT, M.T.: Strukturbedingungen von Familienkonflikten. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1977.
- SPECK, R. V., ATTNEAVE, C. L.: Die Familie im Netz sozialer Beziehungen. Freiburg i.Br.: Lambertus, 1976.
- SPECK, O.: Verhaltensstörungen, Psychopathologie und Erziehung. Berlin: Marhold, 1979.
- SPIRO, M.: Social systems, personality and functional analysis. In: KAPLAN, B. (Hrsg.): Studying personality cross-culturally. Evanston: Row, Peterson, 1961, S. 93 - 127.
- SPITZ, R.A.: Vom Dialog. Stuttgart: Klett, 1976.
- STIERLIN, H.: Von der Psychoanalyse zur Familientherapie. Stuttgart: Klett, 1975.
- STIERLIN, H.: Das erste Familiengespräch. Stuttgart: Klett, 1977.
- STIERLIN, H.: Delegation und Familie. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1978.
- STRYKER, S.: Die Theorie des Symbolischen Interaktionismus. Eine Darstellung und einige Vorschläge für die vergleichende Familienforschung. In: Kölner Zeitschrift für

Soziologie und Sozialpsychologie. Köln: 1970, Sonderheft 14, S. 49 - 67.

TOMAN, W.: Familienkonstellation. Ihr Einfluss auf den Menschen und sein soziales Verhalten. München: Beck, 1965.

TYRELL, H.: Anfragen an die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie. Bd. 5, Stuttgart: 1978, S. 175 - 193.

TYRELL, H.: Familie und gesellschaftliche Differenzierung. In: PROSS, H. (Hrsg.): Familie wohin? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1979, S. 13 - 78.

VOGEL, E. F., BELL, N. W.: Das gefühlsgestörte Kind als Sündenbock der Familie. In: BATESON, G. et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1969, S. 245 - 273.

WATZLAWICK, P., BEAVIN, I.H., JACKSON, D.: Menschliche Kommunikation. Bern: Huber, 1969.

WATZLAWICK, P., WEAKLAND, J.H., FISCH, R.: Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Handelns. Bern: Huber, 1974.

WATZLAWICK, P.: Die Möglichkeit des Anderssein. Zur Technik der therapeutischen Kommunikation. Bern: Huber, 1978.

WATZLAWICK, P., BEAVIN, J.: Einige formale Aspekte der Kommunikation. In: WATZLAWICK, P., WEAKLAND, J.H. (Hrsg.): Interaktion. Bern: Huber, 1980, S. 95 - 110.

WEAKLAND J.H.: "Double - Bind" - Hypothese und Dreier-Beziehung. In: BATESON, G. et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1969, S. 221 - 243.

WELLENDORF, F.: Schulische Sozialisation und Identität. Zur Sozialpsychologie der Schule als Institution. Weinheim: Beltz, 1973.

WHORF, B. L.: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1968.

- WIDMER, K.: Der junge Mensch. Zürich: Rotapfel, 1978.
- WINGEN, M.: Wirtschaftliche Bedingungen von Leistungen und Leistungsbehinderungen der Familie. In: PROSS, H. (Hrsg.): Familie wohin? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1979, S. 201 - 256.
- WINTERROTH, J.: Empirische Untersuchungen zur Lehrerbeurteilung verhaltensgestörter Kinder in der Sonderschule. Lizentiatsexamensarbeit. Institut für Sonderpaedagogik Universität München, 1973.
- WISWEDE, G.: Rollentheorie. Stuttgart: Kohlhammer, 1977.
- WURZBACHER, G. (Hrsg.): Die Familie als Sozialisationsfaktor. Stuttgart: Enke, 1977.
- WYNNE, L.C. et al.: Die Verteidigung stereotyper Rollen in den Familien von Schizophrenen. In: BATESON, G. et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a./M.: Suhrkamp, 1969, S. 168 - 180.
- ZANDER, H.: Sprache und Aneignung von Erfahrung in der frühen Kindheit. In: HOLZER, H., STEINBACHER, K. (Hrsg.): Sprache und Gesellschaft. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1972, S. 389 - 416.

Lebenslauf

Am 21. April 1953 wurde ich, als zweites der drei Kinder des Dr. rer.pol. Emil Gehring und der Esther, geborene Brändli von Winterthur, in Bern geboren. Nach dem Tode meines Vaters im Jahre 1964 verlegte unsere Familie ihren Wohnsitz nach Aarau, wo ich im Frühjahr 1974 meine Ausbildung am kantonalen Lehrerseminar beendete. Noch im selben Jahr trat ich eine Stelle als Lehrer an der aargauischen Oberstufe an und immatrikulierte mich als Werkstudent an der Universität Zürich im Fache der Psychologie. Meine Ausbildung hatte ihren Schwerpunkt in Kinder- und Jugendpsychologie und Psychopathologie. Während meines Studiums absolvierte ich zwei Praktika in Schulpsychologie und Kinderpsychiatrie. Gegen Ende meiner akademischen Ausbildung erfüllte ich einige Lehraufträge in der Erwachsenenbildung und an einer Fachschule im medizinischen Bereich. Im Frühjahr 1979 erhielt ich das Lizentiat der Universität Zürich im Fache der Psychologie. Im Rahmen einer post-graduate Ausbildung arbeitete ich als klinischer Psychologe unter anderem an der Psychiatrischen Universitätsklinik in Basel und an der Psychiatrischen Poliklinik für Kinder und Jugendliche in Zürich.

